

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Augsburg.

Abbildung auf dem Einband: Frontispiz aus Johann Andreas Schachtners Poetischer Versuch in verschiedenen Arten von Gedichten, Augsburg und Innsbruck 1765. Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. LD 5917.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2012

Ein Wissenschaftsverlag der Oldenbourg Gruppe

www.akademie-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandgestaltung: hauser lacour

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-05-006063-7

eISBN 978-3-05-006064-4

aus: Tschopp, Silvia Serena/ Weber, Wolfgang E.J. (Hg.): Macht und Kommunikation. Augsburger Studien zur europäischen Kulturgeschichte. Berlin 2012, S. 135-166.

Dilettantismus versus Wissenschaft? Kulturgeschichte und die Formierung der Geschichtswissenschaft als ,akademischer Zunft' im späten 19. Jahrhundert in Deutschland

Silvia Serena Tschopp

Von einem „Bankrott des kulturgeschichtlichen Programms“ hat der Freiburger Mediävist Georg von Below in der Rückschau auf den historischen Methodenstreit, der zwei Jahrzehnte zuvor die Gemüter so mancher deutscher Historiker erhitzt hatte, in der ihm eigenen pointierten Art gesprochen.¹ In seiner 1916 erschienenen Studie über ‚Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen‘, in der es, wie der Untertitel verrät, auch und zentral um das Verhältnis zwischen ‚Geschichte‘, verstanden als politische Geschichte, und ‚Kulturgeschichte‘ geht, zollt von Below zwar einzelnen Kulturhistorikern „von höherem Stil“ seinen Respekt, distanziert sich jedoch klar von jener Position, die der streitbare Wissenschaftler bereits in seinen in den 1890er Jahren veröffentlichten, gegen Karl Lamprecht gerichteten Invektiven vehement bekämpft hatte:² Er rühmt die „gemütvollen und feinsinnigen Schriften Riehls“, konzediert Gustav Freytags ‚Bilder[n] aus der deutschen Vergangenheit‘, „nicht ohne Grund die beste deutsche Kulturgeschichte genannt“ worden zu sein⁴ und spendet außerdem Jacob Burckhardt, dessen ‚Kultur der Renaissance in Italien‘, wie Below schreibt, „stets als Edelstein der deutschen historischen Literatur gelten wird“, ein vergiftetes Lob.⁵ Zugleich jedoch macht er unmissverständlich klar, dass die Bestrebungen einer jüngeren Generation von Kulturhistorikern, „durch die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung die bisher dilettantische Geschichte zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, damit die politische Geschichte durch die Kulturgeschichte zu ersetzen

¹ Georg von Below: Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte. Leipzig 1916, S. 81–83.

² Below: Die deutsche Geschichtsschreibung (Anm. 1). S. 69.

³ Below: Die deutsche Geschichtsschreibung (Anm. 1). S. 69.

⁴ Below: Die deutsche Geschichtsschreibung (Anm. 1). S. 70–72.

⁵ Below: Die deutsche Geschichtsschreibung (Anm. 1). S. 72–77. Burckhardts ‚Kultur der Renaissance in Italien‘ sei ein „eigenartige[s] Buch“ (S. 77), dessen Meriten von Below vor allem in der Tatsache erkennt, dass es Anlass zu kritischen und im Ergebnis erhellenden Kontroversen geboten habe. Wesentlich schärfer lautet sein Urteil über Burckhardts ‚Griechische Kulturgeschichte‘: Der Basler Historiker trage darin „recht viel Unhaltbares vor, was gar nicht wundernehmen kann, da er aus zweiter und dritter Hand schöpft“ (S. 75).

und ein neues Zeitalter großer Geschichtsschreibung heraufzuführen“, gänzlich gescheitert seien.⁶

Neuere Studien haben diese Einschätzung relativiert, indem sie an den nach 1900 einsetzenden Institutionalisierungsschub gerade der kulturgeschichtlichen Forschung Lamprechtscher Prägung erinnerten und die anhaltende Relevanz kulturhistorischer Ansätze etwa im Bereich der Landesgeschichte hervorhoben.⁷ Dennoch ist kaum zu bestreiten, dass es den Verfechtern einer in der Tradition des Historismus verankerten, staatszentrierten Geschichtswissenschaft im Zuge der die 1890er Jahre prägenden Auseinandersetzungen um das theoretische und methodische Fundament der Geschichtswissenschaft, welche als ‚historischer Methodenstreit‘ in die Wissenschaftsgeschichtsschreibung Eingang gefunden haben, gelungen ist, die Kulturgeschichte – zumindest in der Form, wie Lamprecht sie vertreten hat – innerhalb des Fachs zu isolieren. Die Gründe dafür sind so umstritten wie komplex: Lamprechts Auffassung historischer Analyse weise, so eine These, erhebliche konzeptionelle Defizite auf und hätte sich deshalb, ungeachtet der sie leitenden zukunftsweisenden Ideen im wissenschaftlichen Diskurs, nicht durchzusetzen vermocht.⁸ Dem ist entgegenzuhalten, dass sich von Belows gegen Lamprecht gerichtete Schriften, wie Hans Cymorek zu Recht betont hat, eher durch rhetorischen Furor als durch argumentative Stringenz auszeichnen.⁹ Eine auch nur oberflächliche Lektüre der Rezensionen und Abhandlungen, in denen sich die um die Mitte der 1890er Jahre kulminierende Kontroverse materialisiert, macht deutlich, dass Lamprecht, dem seine Gegner nicht ohne Grund handwerkliche Mängel vorwarfen und dessen Versuch einer Neubestimmung des Fundaments moderner Geschichtswissenschaft auch innerhalb der Kulturgeschichte Kritik erfuhr, als in theoretischer Hinsicht versierter gelten darf als die meisten seiner Kontrahenten. In der jüngeren Forschung ist dessen Modell historischer Analyse denn auch als innovative und intellektuell ambitionierte Antwort auf die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts abzeichnende Krise der historistischen Geschichtsauffassung gewürdigt worden.¹⁰ Wenn nun allerdings der von Below behauptete ‚Bankrott‘ der Kulturgeschichte nicht primär theoretisch-methodischer Unzulänglichkeit geschuldet

⁶ Below: Die deutsche Geschichtsschreibung (Anm. 1). S. 83.

⁷ Vgl. v. a. Stefan Haas: Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930. Geschichtswissenschaft zwischen Synthese und Pluralität. Köln/Weimar/Wien 1994 (Münstersche Historische Forschungen. Bd. 5). S. 186–267.

⁸ Schon Gerhard Oestreich hat die Auffassung vertreten, Lamprecht selbst habe „durch seine oft unzulängliche Geschichtsschreibung und seine wenig konsequenten Theorien“ die heftigen Angriffe seiner Gegner provoziert (vgl. Gerhard Oestreich: Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland. In: Historische Zeitschrift. 208. 1969. S. 320–363, hier S. 363).

⁹ Vgl. Hans Cymorek: Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900. Stuttgart 1998 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, Bd. 142). S. 220–225. Belows Streitstil ist allerdings, wie Haas überzeugend herausgestellt hat, nicht ungewöhnlich, sondern findet in den Texten anderer zeitgenössischer Historiker eine Entsprechung (vgl. Haas: Historische Kulturforschung (Anm. 7). S. 149–154).

¹⁰ Die umfassendste Darstellung der Position Lamprechts bietet immer noch Louise Schorn-Schütte: Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Göttingen 1984 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 22). S. 110–207.

ist, stellt sich die Frage, weshalb nicht nur zeitgenössische Beobachter zum Schluss gelangen konnten, mit dem Ende des ‚Lamprecht-Streits‘ sei zugleich die Niederlage der Kulturgeschichte besiegelt gewesen.¹¹ Es ist diese Frage, die im Mittelpunkt meiner nun folgenden Ausführungen stehen soll. Dabei konzentriere ich mich auf zwei Aspekte, die mir mit Blick auf die Kategorien ‚Macht‘ und ‚Kommunikation‘, welche den durch den Band, in dem dieser Beitrag erscheint, abgesteckten thematisch-konzeptionellen Rahmen meiner Überlegungen bilden, von besonderem Interesse erscheinen. Zum einen soll die bisweilen in der Forschung formulierte These, der Ausgang des historischen Methodenstreits erkläre sich aus dem prekären institutionellen Status der Kulturgeschichte, der es nicht gelungen sei, sich an den deutschen Universitäten zu etablieren, einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Von der Annahme ausgehend, dass der ‚Sieg‘ von Lamprechts Gegnern weniger einem ‚institutionellen Vorteil‘ als vielmehr einer sich auch und wesentlich in Habitus und Kommunikationsverhalten manifestierenden Strategie der fachlichen Schließung und damit verbunden der Inszenierung der eigenen Gruppe als akademischer Elite geschuldet ist, wird zum anderen diskutiert, auf welche Weise die Beteiligten darum bemüht waren, sich selbst in den Rang wissenschaftlicher Experten zu erheben und zugleich ihre Gegner aus der ‚scientific community‘ zu verbannen. Mein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Schlagwort des ‚Dilettanten‘, das, von den Repräsentanten der universitären Geschichtsforschung als Gegenentwurf zum Fachhistoriker perhorresziert, in der Auseinandersetzung zwischen Politik- und Kulturgeschichte zu einem zentralen Kampfbegriff avancierte und deshalb exemplarisch einer Erhellung der hier interessierenden Mechanismen szientifischer Inklusion bzw. Exklusion dienen kann.

Aus dem vorgängig Dargelegten ergibt sich die Gliederung der nun folgenden Ausführungen: In einem ersten Schritt werde ich den für die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts konstitutiven Professionalisierungsschub skizzieren und in diesem Zusammenhang einige Entwicklungen andeuten, ohne deren Berücksichtigung die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen historiographischen Richtungen um 1900 nicht adäquat zu verstehen sind, bevor ich in einem zweiten Schritt den Ort der Kulturgeschichte innerhalb der Universität als maßgeblicher wissenschaftlicher Institution erörtere. In einem dritten Schritt schließlich gehe ich der Frage nach, mittels welcher Rhetorik die gegen Lamprecht argumentierenden Exponenten einer sich auf Ranke berufenden historistischen Geschichtswissenschaft versucht haben, sich als die alleinigen Repräsentanten wissenschaftlicher Exzellenz zu behaupten.

I.

Wenn der in Göttingen und später an der Universität zu Berlin lehrende Historiker Georg Waitz 1859 selbstbewusst betont, „[w]ir dürfen mit einem gewissen Stolz und mit

¹¹ So spricht etwa Hans-Josef Steinberg von einer „regelrechten Abschlagung“ Lamprechts durch Below, die den Streit beendet habe (vgl. Hans-Josef Steinberg: Karl Lamprecht. In: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): Deutsche Historiker. Bd. 1. Göttingen 1971. S. 58–68, hier S. 60).

freudiger Zuversicht sagen, daß unsere Wissenschaft sich in gedeihlicher Entwicklung befindet“,¹² verweist er, durchaus zu Recht, auf die Fortschritte, welche das Fach, zu dessen prominentesten Vertretern er zählte, bis in seine Gegenwart erzielt hatte. Tatsächlich ist die Geschichtsforschung in Deutschland seit dem frühen 19. Jahrhundert durch einen bemerkenswerten Aufschwung gekennzeichnet und durchläuft – getragen von einer wesentlich bürgerlich geprägten Geschichtskultur – seit der Jahrhundertmitte einen Professionalisierungsprozess, der erst mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 ein vorläufiges Ende finden sollte.¹³ Ermöglicht wurde diese von Waitz gerühmte „gedeihliche Entwicklung“ durch Voraussetzungen, die hier nur angedeutet werden können: *Erstens* verfügte die Geschichtsforschung mit dem von Barthold Georg Niebuhr entwickelten quellenkritischen Verfahren nach 1800 über ein methodisches Instrumentarium, mittels dessen sich ihr Anspruch auf Wissenschaftlichkeit plausibel begründen ließ. Wenn Leopold von Ranke in der Vorrede zu seinen 1824 erstmals erschienenen „Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1494–1514“ die „[s]trenge Darstellung der Thatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei“, fordert und im selben Zusammenhang betont, die im Modus historischer Analyse zu gewinnende „Einheit“ der Geschichte verdanke sich nicht einer vom Geschichtsschreiber jeweils geschaffenen poetischen Kohärenz, sondern einem realen, aus den Quellen hermeneutisch ermittelbaren Zusammenhang, der im Zuge methodisch bewusster Operationen sichtbar zu machen sei,¹⁴ formuliert er nicht nur das für die historistische Befassung mit Geschichte maßgebliche methodologische Programm, sondern hebt zugleich den rationalen und damit wissenschaftlichen Charakter der modernen Historiographie hervor.¹⁵ Als Indikatoren für den die historistische Geschichtsforschung kennzeichnenden Verwissenschaftlichungsprozess hat Hans Schleier allerdings nicht nur die „Gewinnung von Methoden für die Geltungssicherung“ von Forschungsergebnissen bestimmt, sondern auch die „sukzessive Verfälschung und Verselbständigung der historischen Disziplinen im akademischen Leben“.¹⁶ In der Tat und *zweitens* gelang es der Geschichtswissenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts, ihre institutionelle Basis kontinuierlich zu erweitern: Von Belang sind in diesem Zusammenhang zunächst die universitären Strukturen, an denen sich der Aufstieg der Geschichte von einer Hilfswissenschaft, als die sie noch im späten 18. Jahrhundert gelehrt wurde, zu

¹² Georg Waitz: Falsche Richtungen. Schreiben an den Herausgeber von Georg Waitz. In: *Historische Zeitschrift* 1. 1859. S. 17–28, hier S. 18.

¹³ Vgl. die knappe, aber dichte Darstellung von Stefan Grüner: Die Entfaltung der modernen Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert und die Probleme historischer Erkenntnis. In: Andreas Wirsching (Hg.): *Oldenbourg Geschichte Lehrbuch: Neueste Zeit*. München 2006. S. 297–316 [dort weiterführende Literatur].

¹⁴ Vgl. Leopold von Ranke: *Sämtliche Werke* [sic!]. Bd. 33: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1494–1514*. Leipzig 1874. S. VII [Vorrede zur ersten Ausgabe. Oktober 1824].

¹⁵ Zur ‚disziplinären Matrix‘ der historistischen Geschichtswissenschaft vgl. die knappe Darstellung in Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*. München 1992. S. 41–66.

¹⁶ Hans Schleier: Fragen zum Verwissenschaftlichungsprozeß der modernen Geschichtswissenschaft. Kommentar zu Horst Walter Blanke. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.): *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens*. Frankfurt a. M. 1994. S. 67–72, hier S. 68.

einer eigenständigen akademischen Disziplin besonders eindrücklich ablesen lässt. Die Einrichtung einer stetig wachsenden Zahl historischer Lehrstühle und die Gründung von geschichtswissenschaftlichen Instituten an Hochschulen bildet allerdings nicht den einzigen Indikator für die hier behauptete institutionelle Verdichtung historischer Forschung. Die zunehmende Bedeutung einer wissenschaftlich fundierten Befassung mit Historie ist außerdem ablesbar an der Reorganisation des Archivwesens und in diesem Zusammenhang der Errichtung staatlicher Archive, deren zentrale Aufgabe in der systematischen Sammlung und Erschließung wichtiger Quellenkorpora bestand, der Schaffung neuartiger Forschungsplattformen innerhalb der wissenschaftlichen Akademien, die sich vor allem in der Durchführung langfristig angelegter Editionsprojekte bewährten – zu erinnern wäre hier etwa an die 1858 von Heinrich von Sybel ins Leben gerufene *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* –, den aus der 1819 in Berlin gegründeten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hervorgegangenen *Monumenta Germaniae Historica*, welchen die Herausgabe groß angelegter Sammlungen mittelalterlicher Quellen oblag, oder der Gründung wissenschaftlicher Bibliotheken, in denen die rasant wachsende Zahl historiographischer Publikationen aufbewahrt und zugleich der Forschung zugänglich gemacht werden konnte. Mit den hier genannten strukturellen Reformen ging die Herausbildung einer wissenschaftlichen Öffentlichkeit einher, die ihre hauptsächlichen Foren in den vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte zahlreich gegründeten historischen Fachzeitschriften fand und die maßgeblich zur Formierung einer Diskursgemeinschaft der Fachhistoriker beitrug. Schließlich und *drittens* gründet der Siegeszug der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert in jenem gesellschaftlichen Resonanzraum, der sich der zeittypischen, keinesfalls nur für bildungsbürgerliche Milieus charakteristischen Begeisterung für die primär national fokussierte Vergangenheit verdankte. Der damit verbundene Geltungsgewinn der Beschäftigung mit Historie fand nicht zuletzt in der Gründung wissenschaftsaffiner Institutionen Ausdruck, welche der Generierung und Vermittlung geschichtsbezogenen Wissens außerhalb einer im engeren Sinne akademischen Historikerschaft dienten. Zu nennen wären hier etwa die Historischen Vereine, deren Leistungen im Bereich der Landesgeschichte auch innerhalb der universitären Geschichtswissenschaft Anerkennung fanden, oder die im 19. Jahrhundert gegründeten meist kommunalen Historischen Museen, die eine nicht unbedeutende Rolle bei der Popularisierung geschichtlichen Wissens spielten. Als weiterer Beleg für ein gesteigertes öffentliches Interesse an Historie kann außerdem die Einführung des Geschichtsunterrichts an Volks- und Realschulen sowie an Gymnasien gelten, der zugleich den an den Universitäten in immer größerer Zahl ausgebildeten Historikern ein neues Berufsfeld erschloss.

Der für die historistische Geschichtsforschung konstitutive Prozess sukzessiver Professionalisierung nun generierte ein immer ausdifferenzierteres Gefüge von Institutionen und Akteuren, welches für das disziplinäre Profil der Geschichtswissenschaft nicht ohne Folgen blieb: Der stetig wachsenden Zahl der Historiker und der räumlichen Ausdehnung entsprechend, entwickelte sich Geschichte zu einem hinsichtlich seiner Gegenstände, seiner ideologischen Inanspruchnahmen und seiner theoretisch-methodischen Prämissen zunehmend heterogenen Forschungsfeld: Die Gliederung in die epochenspezifischen

Abteilungen ‚Alte‘, ‚Mittelalterliche‘ und ‚Neuere‘ Geschichte und die Herausbildung bereichsbezogener ‚Spezialgeschichten‘ wie etwa der Wirtschaftsgeschichte sind hier an erster Stelle zu nennen. Erwähnung verdienen außerdem die immer sichtbarer werdenden Bruchlinien zwischen den konfessionell und politisch divergierenden Gruppierungen innerhalb der Historikerschaft. So standen den wortmächtigen Repräsentanten der borussischen Historiographie jene katholischen Fachvertreter gegenüber, die sich mit der Dominanz einer preußisch-protestantischen Perspektive nicht abfinden wollten, und die Verfechter politisch konservativer, liberaler oder (sozial)demokratischer Positionen sahen sich – etwa mit Blick auf die gegen Ende des 19. Jahrhunderts erneut an Bedeutung gewinnende Soziale Frage – in bisweilen heftige Kontroversen verwickelt. Und schließlich bestanden, wie der das erkenntnistheoretische Fundament historischer Forschung thematisierende Methodenstreit der 1890er Jahre eindrücklich vor Augen führt, innerhalb des zunehmend weiten Felds der Geschichte grundlegende theoretisch-methodische Differenzen.

Das hier knapp umrissene komplexe Zusammenspiel zahlreicher Akteure und die damit einhergehende konzeptionelle Vielstimmigkeit stellten insbesondere für die universitäre Geschichtswissenschaft eine Herausforderung dar, schienen sie doch das vor dem Hintergrund eines sich verschärfenden Wettbewerbs um ökonomische Ressourcen und symbolisches Kapital immer lauter geforderte klare Profil der eigenen Disziplin zu bedrohen. Der Prozess der Ausdifferenzierung der Geschichtswissenschaft wird deshalb gegen Ende des 19. Jahrhunderts in zunehmendem Maße durch gegenläufige Tendenzen konträrkiert, die auf eine schärfere institutionelle und inhaltliche Konturierung zielen. So zeigt die akademische Elite eine offenkundige Tendenz, sich sowohl von den staatlich alimentierten Berufshistorikern, namentlich den Archivaren, den wissenschaftlichen Bibliothekaren und vor allem den Gymnasialprofessoren, als auch von jener breiten Gruppe von Amateuren, die sich vor allem in den Historischen Vereinen organisierten, abzukoppeln.¹⁷ Die sich daraus ergebende Hierarchisierung war übrigens durchaus erwünscht, entsprang das Bestreben der an deutschen Universitäten lehrenden und forschenden Historiker, innerhalb des Kreises jener, die sich wissenschaftlich mit historischer Vergangenheit beschäftigten, eine Führungsrolle einzunehmen, doch nicht nur der Hoffnung, sich materielle und immaterielle Vorteile zu verschaffen, sondern auch der Einsicht, dass sie nur als gut organisiertes und wissenschaftlich potentes Kollektiv in der Lage sein würden, sich gegen die an Bedeutung und Einfluss gewinnenden Naturwissenschaften zu behaupten.¹⁸

Der Anspruch der akademischen Geschichtswissenschaft auf eine Vorrangstellung ist ohne Zweifel auch und wesentlich dem Bewusstsein geschuldet, dass es im Kampf um finanzielle Zuwendungen galt, die besondere Dignität und, daraus abgeleitet, die besondere Förderungswürdigkeit der eigenen Gruppe herauszustellen, indem man nicht nur

¹⁷ Zur sozialen Zusammensetzung der Historischen Vereine vgl. Georg Kunz: Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewusstsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 138). S. 68–74.

¹⁸ Zu den Gründen für den Aufstieg der Naturwissenschaften und zur Rolle Deutschlands als einer im Bereich der Naturwissenschaften international führenden Wissenschaftsnation vgl. Frank Linhard: Zur Situation der Naturwissenschaften in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Ulrich Muhlack (Hg.): Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 2003 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel. Bd. 5). S. 159–174.

deren hervorgehobenen Status legitimierte, sondern zugleich die an außeruniversitären Institutionen tätigen Konkurrenten in die zweite Reihe verwies. Die im 19. Jahrhundert stetig wachsenden universitären Mittelzuflüsse¹⁹ waren jedoch nicht primär durch die ebenfalls aus dem öffentlichen Haushalt alimentierten Archive, Bibliotheken und höheren Bildungsanstalten gefährdet; größer noch erschien die Bedrohung durch die aufsehen erregenden Erfolge der Naturwissenschaften, welche aufgrund ihres hohen Investitionsbedarfs einen wachsenden Anteil an den Universitätsbudgets beanspruchten.²⁰ Die durch den auf die Gründerkrise folgenden wirtschaftlichen Aufschwung und die deutsche Kolonialpolitik begünstigte rasante Entwicklung im Bereich der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin stärkte nun allerdings nicht nur deren Position im Wissenschaftsgefüge; indem sie die Resultate der in den naturwissenschaftlichen Disziplinen gängigen methodischen Verfahren eindrucksvoll vor Augen führte, stellte sie zugleich das epistemologische Fundament historischer Analyse in Frage.²¹ Es ist deshalb kein Zufall, dass mit Wilhelm Diltheys ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘ (1883), Wilhelm Windelbands ‚Geschichte und Naturwissenschaft‘ (1894) oder Heinrich Rickerts ‚Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft‘ (1899) innerhalb von nicht einmal zwei Jahrzehnten gleich mehrere Werke erscheinen, deren hauptsächliches Ziel darin besteht, ein philosophisches Modell wissenschaftlicher Erkenntnis zu entwickeln, mittels dessen sich die Gleichrangigkeit von Natur- und Kulturwissenschaften begründen lässt. Und es liegt in der Logik der Zeitverhältnisse, wenn eine Mehrheit der Historiker, im Bemühen den szientifischen Charakter geschichtlicher Forschung herauszustellen, unter Berufung auf Leopold von Ranke eine Auffassung von Historiographie vertrat, in deren Zentrum die Forderung nach einer individualisierenden Geschichtsbetrachtung, einem hermeneu-

¹⁹ Zur finanziellen Situation der deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert vgl. Charles McClelland: State, Society, and University in Germany 1700–1914. Cambridge 1980. S. 203–217 und S. 300–313.

²⁰ In ihrer Studie zum deutschen Universitätssystem im 19. Jahrhundert untersucht Marita Baumgarten die Lehrstuhlentwicklung und hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass die Zahl der Ordinariate seit 1800 in den Geistes- und Naturwissenschaften zunächst in vergleichbarem Umfang stieg. Nach der Reichsgründung erlebte insbesondere die Berliner Universität im Bereich der Naturwissenschaften einen rasanten Ausbau: Zwischen 1874 und 1888 wurden zehn neue Lehrstühle mit eigenen Instituten eingerichtet und damit der planmäßige Lehrkörper verdoppelt (vgl. Marita Baumgarten: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler. Göttingen 1997 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 121). S. 79). Zwar profitierten in Berlin auch die Geisteswissenschaften von dieser Gründungswelle, wurden doch nach einer längeren Phase der Stagnation zwischen 1872 und 1877 sieben neue Lehrstühle geschaffen, bevor der Ausbau der Berliner Geisteswissenschaften sein vorläufiges Ende fand (Baumgarten: Professoren und Universitäten. S. 47f.). Zu bedenken ist allerdings, dass mit der Einrichtung eines naturwissenschaftlichen Lehrstuhls bzw. Instituts in der Regel ein weit höherer Finanzbedarf verbunden war, hing deren wissenschaftliche Leistungsfähigkeit doch von kostspieligen und personalintensiven Infrastrukturen ab. Nicht zufällig flossen beispielsweise in Heidelberg zwischen 1850 und 1860 97 % der staatlichen Mittel für Neuinvestitionen an der Universität in das chemische Institut (Baumgarten: Professoren und Universitäten. S. 67).

²¹ Vgl. Otto Gerhard Oexle: Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Eine Problemgeschichte der Moderne. In: Ders. (Hg.): Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880–1932. Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 228). S. 11–116, hier S. 55f.

tischen Zugriff auf historische Phänomene, einer Privilegierung der Ideen zulasten der sozioökonomischen Strukturen sowie dem Primat der politischen Geschichte stand.²² Eine derart definierte Form historischer Analyse ließ sich nicht nur in Einklang bringen mit der insbesondere von Windelband vertretenen Auffassung historischer Reflexion als ‚idiographischer‘, auf das Individuelle, geschichtlich Einmalige zielender Modus der Erkenntnis, sie ermöglichte es zugleich, die Inkompatibilität von Geistes- und Naturwissenschaften zu behaupten.²³ Es dürfte so gesehen kaum überraschen, dass Positionen, welche die idealistischen Prämissen eines derartigen Programms konterkarierten und eine Brücke zu den Naturwissenschaften zu schlagen in der Lage waren – zu nennen wären hier etwa der Positivismus, der philosophische Materialismus oder der biologische Evolutionismus –, bei den Exponenten einer historistischen Auffassung geschichtlicher Forschung ebenso auf Ablehnung stießen wie die von den sich formierenden Sozialwissenschaften zur Diskussion gestellten, auf eine strukturalistische und kollektivistische Betrachtung zielenden Theoreme.²⁴

Auf die Krisenerscheinungen, denen sie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausgesetzt sah, hat die akademische Geschichtswissenschaft demzufolge mit einer mehrerebenen umfassenden Strategie der Schließung reagiert: Im Zuge berufsständischer Selbstvergewisserung kam es, wie bereits erwähnt, erstens zu einer Ausgrenzung der außerhalb der Hochschulen tätigen Historiker sowie zu einer Marginalisierung politischer oder religiöser Minoritäten.²⁵ Die *soziale* Schließung ging, auch darauf habe ich bereits hingewiesen, zweitens mit einer *theoretisch-methodischen* Einhegung einher, die nicht nur ein klares wissenschaftliches Profil gewährleisten sollte, sondern außerdem und drittens eine *disziplinäre* Schließung legitimierte, welche ursprünglich auch im Rahmen historischer Institute bearbeitete Forschungsfelder zunehmend in andere Fächer wie etwa die Nationalökonomie oder die im Entstehen begriffene Soziologie bzw. die Ethnologie abdrängte. Nicht unerwähnt bleiben soll viertens die offenkundige Tendenz zur *nationalen* Abschottung, die für die akademische Geschichtswissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch erscheint. Deren Repräsentanten, und dies gilt auch für diejenigen unter ihnen, die persönliche Beziehungen zu ausländischen Kollegen unterhielten, verstanden sich in der Regel zuallererst als Vertreter einer spezifisch deutschen Geschichtswissenschaft, deren besondere Leistungsfähigkeit durch das internationale Ansehen, das sie genoss, ihre Bestätigung erfuhr.

²² Silvia Serena Tschopp/Wolfgang E. J. Weber: Grundfragen der Kulturgeschichte. Darmstadt 2007. S. 61.

²³ Zum Gegensatz zwischen ‚idiographischen‘ Geisteswissenschaften und ‚nomothetischen‘, d. h. einem auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten zielenden Erkenntnismodus verpflichteten Naturwissenschaften vgl. Wilhelm Windelband: Geschichte und Naturwissenschaft. Rede zum Antritt des Rektorats der Kaiser-Wilhelm-Universität Strassburg gehalten am 1. Mai 1894. 3. Aufl. Straßburg 1904. Tschopp/Weber: Grundfragen (Anm. 22), S. 62.

²⁴ Betroffen waren nicht nur sozialdemokratische und katholische, sondern auch jüdische Historiker (vgl. Lutz Raphael: Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern: Lamprecht-Streit und französischer Methodenstreit der Jahrhundertwende in vergleichender Perspektive. In: Historische Zeitschrift. 251. 1990. S. 325–363, hier S. 359).

Bedingung für den Erfolg einer derartigen Strategie der Schließung nun war nicht nur die Verständigung über Kriterien, anhand derer die Zuordnung zur Gruppe der wissenschaftlich ‚Berufenen‘ vorgenommen werden konnte, es galt zugleich und vor allem, jene Fachvertreter, die diesen Klärungsprozess maßgeblich vorantrieben und darüber entschieden, wer sich zur wissenschaftlichen Elite zählen durfte, mit einer sowohl institutionell als auch diskursiv legitimierten Autorität auszustatten. Dass dies nicht ohne Konflikte ablief, zeigt der historische Methodenstreit, dessen Dynamik zwar in erster Linie aus divergierenden theoretisch-methodischen Positionen der Beteiligten erwuchs, der jedoch zugleich vor Augen führt, welche Widerstände die Selbstermächtigung der Universitätshistoriker als akademische Körperschaft auch innerhalb der eigenen Reihen erzeugte. Die sich um die Mitte der 1890er Jahre zuspitzenden historischen Kontroversen nicht primär hinsichtlich der in ihnen zutage tretenden theoretisch-methodischen Antagonismen, sondern unter der Perspektive der Autorisierung hierarchischer Verhältnisse und der diese Autorisierung ermöglichenden kommunikativen Strategien noch einmal in den Blick zu nehmen, scheint so gesehen ein lohnendes Unterfangen. Nicht zuletzt deshalb richte ich in meinen folgenden Überlegungen den Fokus weniger auf die bereits gut erforschten ideengeschichtlichen Implikationen der Debatte um die ‚richtige‘ Methode geschichtlicher Forschung als vielmehr auf die für diese Debatte konstitutiven institutionellen Rahmenbedingungen und Modi wissenschaftlicher Kommunikation.

Der Soziologe Richard Münch hat das „Machtfeld der Wissenschaft“ kürzlich als agonalen, vom „Kampf zwischen Machthabern und Herausforderern“ bestimmten Raum beschrieben.²⁶ Wem die Rolle des ‚Machthabers‘ bzw. des ‚Herausforderers‘ im historischen Methodenstreit zukommt, ist angesichts der Tatsache, dass die hegemoniale Stellung der Historiker Rankescher Prägung weniger die Voraussetzung als vielmehr das Ergebnis der um die Mitte der 1890er Jahre kulminierenden Kontroversen darstellt, nicht ohne weiteres zu entscheiden. In neueren wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen herrscht eine Sichtweise vor, welche den Exponenten einer von idealistischen Prämissen ausgehenden Politikgeschichte den Primat zuerkennt. Die sich seit den späten 1880er Jahren immer lauter zu Wort meldenden Verfechter kulturhistorischer Positionen, allen voran Karl Lamprecht, werden demgegenüber als Vertreter einer von der historiographischen Norm abweichenden Minorität präsentiert, der es zwar in öffentlichkeitswirksamer Weise gelang, die Dominanz der Politikgeschichte in Frage zu stellen, die jedoch die von ihr propagierte methodische Erneuerung innerhalb der Geschichtswissenschaft nicht durchzusetzen vermochte.²⁷ Auch wenn das hier gezeichnete Bild, wie ich in meinen einleitenden Bemerkungen betont habe, der Korrektur bedarf, gibt es gute Gründe, den Fokus auf das Verhältnis zwischen den vorgängig genannten Protagonisten, also der Politik- und der

²⁶ Richard Münch: Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt a. M. 2007. S. 30.

²⁷ Gerhard Oestreichs Aufsatz über ‚Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland‘, in dem der Verfasser zum Schluss gelangt, der historische Methodenstreit habe die Isolierung Lamprechts und die Ächtung der kulturgeschichtlichen Forschung in Deutschland bewirkt, dürfte hier von maßgeblichem Einfluss gewesen sein (vgl. Oestreich: Die Fachhistorie (Anm. 8). Passim).

Kulturgeschichte, zu richten, um das sich im historischen Methodenstreit manifestierende Spannungsfeld von Macht und Kommunikation auszuloten. Da wissenschaftliche Interaktion in einem institutionellen Gefüge stattfindet, das deren Regeln bestimmt, werde ich im Folgenden zunächst den akademischen Kontext, in dem die hier interessierenden Statuskämpfe von Historikern zum Austrag kamen, in den Blick nehmen und nach der Verankerung der Politik- und der Kulturgeschichte an deutschen Universitäten fragen, bevor ich die sich mit diesen Statuskämpfen verbindenden kommunikativen Strategien einer genaueren Betrachtung unterziehe.

II.

Es ist sicher kein Zufall, dass ‚Macht‘ eine, wenn nicht *die* zentrale Kategorie in Pierre Bourdieus Analyse der Universität darstellt. In seiner erstmals 1984 unter dem Titel ‚Homo academicus‘ publizierten Studie zum französischen Hochschulsystem untersucht der französische Kultursoziologe die vielfältigen Spielarten des Machterwerbs, Machterhalts und Machtverlusts im akademischen Feld, dessen Struktur er bestimmt als „nichts anderes als der zu einem jeweiligen Zeitpunkt vorliegende Stand des Kräfteverhältnisses zwischen den Akteuren oder, genauer, zwischen den Machtformen, über die sie jeweils persönlich und vor allem vermittelt der Institutionen verfügen, denen sie angehören.“²⁸ Macht, so Bourdieu, ist nicht losgelöst zu denken von jenen Institutionen, denen sie ihre Sichtbarkeit verdankt. Dabei bilden diese keinesfalls nur den materiellen Rahmen, innerhalb dessen sich Machtansprüche artikulieren können, ihnen kommt außerdem – und dies scheint mir entscheidend – eine zentrale Funktion bei der Begründung von Macht zu. Institutionen stellen demnach zum einen Mittel zur realen Machtausübung zur Verfügung und sie generieren und bekräftigen zum anderen die symbolische Macht der in ihnen Handelnden als jene „Macht, die in dem Maße existiert, wie es ihr gelingt, [...] sich Anerkennung zu verschaffen.“²⁹ Wenn Macht sich in Institutionen bildet und durch sie legitimiert wird, ist von Belang, welcher Status einem Akteur innerhalb eines institutionellen Gefüges, in dem und durch das er Macht gewinnen will, zukommt. Übertragen auf den hier interessierenden Prozess wissenschaftlicher Autorisierung bzw. Ausgrenzung historischer ‚Schulen‘ bedeutet dies, dass es zunächst gilt, den institutionellen Ort der Politik- und der Kulturgeschichte innerhalb der deutschen Universitäten einer näheren Betrachtung zu unterziehen, bevor die diesen Prozess konstituierenden Kommunikationsstrategien in den Fokus gerückt werden. In meinen nun folgenden Ausführungen werde ich mich vorrangig mit der Frage nach dem akademischen Institutionalierungsgrad kulturhistorischer Forschung befassen und in diesem Zusammenhang drei Aspekte thematisieren, welche als Indikatoren für eine starke Einbindung in das wissenschaftliche Milieu gelten können: erstens die Zahl

²⁸ Pierre Bourdieu: *Homo academicus*. Übersetzt von Bernd Schwibs. Frankfurt a. M. 1988. S. 213.

²⁹ Pierre Bourdieu: Die verborgenen Mechanismen der Macht enthüllen. In: Ders.: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Schriften zu Politik & Kultur I. Hg. von Margareta Steinrück. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Hamburg 2005. S. 81–86, hier S. 82.

kulturhistorischer Professuren an deutschen Hochschulen um 1900, zweitens die Teilhabe von Kulturhistorikern an den die Prozesse akademischer Selbstverwaltung maßgeblich bestimmenden Netzwerken und drittens deren Zugang zu den historischen Fachzeitschriften als den relevanten Foren öffentlicher wissenschaftlicher Interaktion.

Er habe, so Georg Steinhausen in einer 1925 erschienenen autobiographischen Skizze, zeit seines Lebens ebenso engagiert wie erfolglos darum gekämpft, dass an den Universitäten Professuren für Kulturgeschichte eingerichtet würden.³⁰ Nun trifft zwar zu, dass die Kulturgeschichte von der mit der Etablierung der Geschichtswissenschaft als universitärem Fach verbundenen Vermehrung historischer Lehrstühle nicht zu profitieren vermochte und die Zahl der Lehrstühle mit explizit kulturgeschichtlicher Denomination gering blieb;³¹ daraus zu schließen, für die Kulturhistorie habe es innerhalb der deutschen Universitäten keinen Raum gegeben, wäre jedoch voreilig. Zu bedenken ist zunächst, dass – darauf hat Stefan Haas zu Recht hingewiesen – kein Anlass bestand, die von Steinhausen geforderten Professuren einzurichten, solange eine Mehrheit der theoretisch ambitionierten Geschichtsforscher Kulturgeschichte nicht als historische Teildisziplin mit eigenem Gegenstandsbereich, sondern als methodisches Konzept definierte.³² Außerdem dürfen jene Historiker nicht übersehen werden, die, wie Karl Lamprecht, kulturgeschichtliche Schwerpunktsetzungen vornahmen, obwohl das Profil ihres Lehrstuhls dies nicht nahelegte.³³ Der von Steinhausen beklagte Mangel an kulturhistorischen Ordinariaten hat zweifellos Traditionsbildungen verhindert, welche der Kulturgeschichte einen auf Dauer angelegten institutionellen Ort an deutschen Hochschulen hätten sichern können und damit wesentlich zum Geltungsverlust kulturhistorischer Forschung im 20. Jahrhundert beigetragen, er kann jedoch kaum als Beleg für eine vollständige Verdrängung der Kulturgeschichte aus dem akademischen Bereich gelten. Das in der Forschung bisweilen entworfene Bild der Kulturgeschichte als randständigem Deutungsansatz und der Kulturhistoriker als akademischer Außenseiter ist denn auch zumindest ungenau.³⁴

³⁰ Georg Steinhausen: Georg Steinhausen. In: Sigfrid Steinberg (Hg.): *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*. Leipzig 1925. S. 233–274.

³¹ Vgl. Hans Schleier: *Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung*. Bd. 1: Vom Ende des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts. Wabrop 2002 (Wissen und Kritik. Bd. 24). S. 936f. sowie Ders.: *Kulturgeschichte neben und zwischen Seminaren und Fakultäten*. In: Werner Freitag (Hg.): *Halle und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900*. Beiträge des Kolloquiums ‚125 Jahre Historisches Seminar an der Universität Halle‘ am 4./5. November 2000. Halle/S. 2002. S. 93–107, hier S. 95–97. Zur Entwicklung der Zahl der historischen Ordinariate vgl. Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970*. 2., durchgesehene und durch ein Vorwort erg. Aufl. Frankfurt a. M. u. a. 1987. S. 53.

³² Vgl. Haas: *Historische Kulturforschung* (Anm. 7). S. 258–262.

³³ Vgl. die Hinweise auf Friedrich von Bezold und Alfons Dopsch in Haas: *Historische Kulturforschung* (Anm. 7). S. 259. In größerer Zahl als an deutschen, fanden sich allerdings an österreichischen und schweizerischen Universitäten Geschichtspröfessoren mit erkennbarer kulturhistorischer Ausrichtung (vgl. Schleier: *Kulturgeschichte neben und zwischen Seminaren und Fakultäten* (Anm. 31). S. 95).

³⁴ Die Randständigkeit der Kulturgeschichte, der die „Rolle des Außenseitertums“ zugedacht gewesen sei, hat insbesondere Hans Schleier betont (vgl. z. B. Schleier: *Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung* (Anm. 31). S. 1089).

So hat die Ablehnung, die Lamprechts Konzeptualisierung kulturhistorischer Analyse bei vielen seiner Kollegen erfuhr, dessen geradezu mustergültige akademische Karriere nicht nachhaltig zu beschädigen vermocht: Bereits der 1890 erfolgte Ruf auf eine ordentliche Professur für Mittelalterliche Geschichte an die Universität Leipzig zeugt von der hohen wissenschaftlichen Anerkennung, die der noch junge Lamprecht in Fachkreisen genoss, zählte die *Alma Mater Lipsiensis* doch zu den angesehensten Hochschulen Deutschlands.³⁵ Da sich die Beziehungen zwischen Lamprecht und seinen Leipziger Institutskollegen aufgrund persönlicher und wissenschaftlicher Differenzen zunehmend schwierig gestalteten, kam es 1908 zu einer Reorganisation des Historischen Seminars, die Lamprecht im darauffolgenden Jahr die Gründung eines unter seiner Leitung stehenden eigenständigen ‚Instituts für Kultur- und Universalgeschichte‘ ermöglichte.³⁶ Als Ordinarius, als Direktor einer bedeutenden Lehr- und Forschungseinrichtung und zeitweiliger Rektor der Leipziger Universität verfügte Lamprecht über eine starke Stellung, die nicht zuletzt dadurch gerechtfertigt wurde, dass es ihm bereits früh gelungen war, auch außerhalb seines engeren akademischen Arbeitsumfeldes vielfältige Funktionen wahrzunehmen. Bereits 1881 hatte er in Bonn als frisch Habilitierter die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde mitbegründet,³⁷ und seit 1893 bemühte er sich intensiv und letztlich erfolgreich um die Einrichtung einer Sächsischen Kommission für Landesgeschichte, der er dann bis zu seinem Tod als geschäftsführendes Mitglied vorstand.³⁸ Er gehörte zu den wenigen renommierten Professoren, die von Anfang an die seit 1893 stattfindenden Historikertage unterstützten und sowohl zu deren Organisation als auch zu deren programmatischer Ausrichtung einen aktiven Beitrag leisteten.³⁹ Als erster Vorsitzender der Gesellschaft

³⁵ In der Rangfolgeordnung der rund zwanzig Universitäten des Deutschen Reiches nahm Leipzig den dritten Platz ein (vgl. Baumgarten: Professoren und Universitäten (Anm. 20). S. 272). Vgl. auch Markus Huttner: Disziplinentwicklung und Professorenberufung. Das Fach Geschichte an der Universität Leipzig im 19. Jahrhundert. In: Neues Archiv für sächsische Geschichte. 71. 2001. S. 171–238, hier v. a. S. 206 und S. 225.

³⁶ Zu den Spannungen zwischen den Leipziger Ordinarien vgl. Ulrich von Hehl: Das Fach Geschichte an der Universität Leipzig vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ende des „Dritten Reiches“. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. 141/142. 2005/2006. S. 369–392 passim. Die Gründe für die Aufspaltung des Historischen Instituts in Leipzig diskutiert Matthias Middell in seiner dreibändigen Monographie zur Geschichte des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte ausführlich (vgl. Matthias Middell: Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfälschung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890–1990. 3 Bde. Leipzig 2005 (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert. Bd. 6/1–3). S. 152–215). Zur Gründungsgeschichte des Leipziger Instituts für Kultur- und Universalgeschichte vgl. auch Matthias Middell: Lehre und Forschung im Gebiet der Kultur- und Universalgeschichte institutionalisieren? Das Beispiel Leipzig. In: Matthias Middell/Gabriele Lingelbach/Frank Hadler (Hg.): Historische Institute im internationalen Vergleich. Leipzig 2001 (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert. Bd. 3). S. 85–110.

³⁷ Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 44–52.

³⁸ Vgl. Gerald Wiemers: Die Anfänge der Sächsischen Kommission für Geschichte. In: Reiner Groß (Hg.): Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächsischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, 1896–1996. Stuttgart 1996. S. 13–43.

³⁹ Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 235–246. Zu Lamprechts Rolle in der Frühphase der Historikertage vgl. Matthias Middell: Die ersten Historikertage in Deutschland 1893–1913. In:

für Hochschulpädagogik setzte er sich außerdem für die Zusammenlegung der von ihm präsierten Vereinigung mit dem Deutschen Hochschullehrertag ein und entfaltete in diesem Zusammenhang weitreichende wissenschaftsorganisatorische Aktivitäten, deren Ziel – eine grundlegende Universitätsreform – sich allerdings als unerreichbar erweisen sollte.⁴⁰ Und schließlich tat sich Lamprecht als Herausgeber historischer Fachzeitschriften hervor: Von 1881 bis 1891 war er Mitherausgeber der ‚Westdeutsche[n] Zeitschrift für Geschichte und Kunst‘; nachdem er vergeblich versucht hatte, sich als Nachfolger Heinrich von Sybels, des Herausgebers der ‚Historischen Zeitschrift‘, in Stellung zu bringen, übernahm er 1896 für zwei Jahre die Redaktion der ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘.

Wenn Roger Chickering die akademische Biographie Karl Lamprechts als „heroische Tragödie“ eines Hochbegabten imaginiert, der die „Patriarchen der historischen Zunft“ herausfordert und daraufhin mit vollständiger Ächtung bestraft wird,⁴¹ zeichnet er ein zwar einprägsames, jedoch, wie er selber einräumt, eindimensionales Bild des Leipziger Gelehrten. Dem aufmerksamen Betrachter präsentiert sich Lamprecht nicht als randständige Figur, sondern als in die Netzwerke universitärer Interaktion vielfältig eingebundener Wissenschaftler, der die Instrumente akademischer Geltungssicherung in beeindruckend souveräner Weise beherrschte. Seine schier unerschöpfliche Energie und sein organisatorisches Talent, das ihm das prekäre Lob eines „Klingelbeutelgenies“ eintrug,⁴² dürften dabei ohne Zweifel von großem Nutzen gewesen sein. Dass Lamprechts Umtreibigkeit nicht nur der Befriedigung seiner ihm von Gegnern unterstellten Eitelkeit diene,⁴³ sondern wissenschaftliche Früchte trug, war bereits den Zeitgenossen bewusst. Seine Bemühungen um eine Modernisierung und Professionalisierung der landeshistorischen Forschung verschafften ihm innerhalb der Historikerschaft Respekt; das von ihm gegründete Institut für Kultur- und Universalgeschichte zog zahlreiche Studierende und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland nach Leipzig und ermöglichte zugleich innovative Forschungsvorhaben; die große Zahl von Promotionen schließlich, an denen Lamprecht in Leipzig als Betreuer beteiligt war,⁴⁴ macht deutlich, dass er auf eine jüngere Historiker-

Gerald Diesener/Matthias Middell (Hg.): Historikertage im Vergleich. Leipzig 1996. S. 21–43, hier S. 33f.

⁴⁰ Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 263–268.

⁴¹ Roger Chickering: Ein schwieriges Heldenleben. Bekenntnisse eines Biographen. In: Gerald Diesener (Hg.): Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute. Leipzig 1993. S. 207–222, hier S. 213. Auch an anderer Stelle zeichnet Chickering mit Blick auf Lamprecht in undifferenzierter Weise das Bild eines aus dem wissenschaftlichen Fachzusammenhang völlig Verbannten (vgl. Roger Chickering: Karl Lamprecht. A Historian's History. In: David Wetzel/Theodore S. Hamerow (Hg.): International Politics and German History. The Past Informs the Present. Westport/CT 1997. S. 75–86, hier S. 79).

⁴² Friedrich Meinecke in einem Brief an Walter Goetz vom 6. September 1916 (Friedrich Meinecke: Ausgewählter Briefwechsel. Hg. von Ludwig Dehio und Peter Classen. Stuttgart 1962. S. 86).

⁴³ So spricht etwa Friedrich Meinecke mit Blick auf Lamprecht von „geschmackloser Eitelkeit“ (vgl. Meinecke: Ausgewählter Briefwechsel (Anm. 42). S. 15 [Brief an Georg von Below vom 1. Dezember 1897]).

⁴⁴ Gerald Diesener spricht von 361 Dissertationen, die Karl Lamprecht begutachtet habe, und betont in diesem Zusammenhang, dass zwischen 1891 und 1914 keine nennenswerte Schwankung in der Zahl der Promotionsverfahren, an denen Lamprecht beteiligt war, zu konstatieren ist (vgl. Ge-

generation zu wirken vermochte. Nun mag man einwenden, Lamprechts Fall sei singulär, der Umfang seiner akademischen Verpflichtungen und Funktionen nicht repräsentativ für die um 1900 tätigen Kulturhistoriker. Tatsächlich war es nur wenigen unter ihnen vergönnt, hohe universitäre Ämter zu bekleiden und in den Genuss jener akademischen Ehren zu gelangen, die Lamprecht in reichem Maße zu Teil wurden.⁴⁵ Die Gründe dafür dürften allerdings nicht allein und nicht einmal primär in einer systematischen Ausgrenzung durch die universitären Gremien liegen: Als Verkörperung der ‚scientific community‘ verfügten Letztere zwar über weitreichende Möglichkeiten der Selbstorganisation, da die Hochschulen jedoch formal den Wissenschaftsministerien unterstellt waren, kam der Kultusbürokratie bei der Ausgestaltung akademischer Angelegenheiten eine bisweilen entscheidende Rolle zu. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang das Beispiel Friedrich Theodor Althoffs, der als leitender Beamter im Berliner ‚Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten‘ die preußische Hochschul- und Wissenschaftspolitik zwischen 1882 und 1907 nachhaltig bestimmte.⁴⁶ Obwohl er über ein weit gespanntes akademisches Beziehungsnetz verfügte, das er etwa in Berufungsfragen zu Rate zog,⁴⁷ traf Althoff hochschulpolitische Weichenstellungen in durchaus eigenständiger Weise. Bestätigt wird dies nicht zuletzt durch die Förderung, die er gleich mehreren Kulturhistorikern angedeihen ließ. Neben Lamprecht, für den sich Althoff wiederholt und bemerkenswert engagiert einsetzte,⁴⁸ gehörten auch der bereits erwähnte

Steinhausen sowie Eberhard Gothein zu den von Althoff Begünstigten. So bedankt sich Ersterer in einem Brief vom 4. Januar 1894 mit warmen Worten beim „Hochverehrte[n] Herr Geheime[n] Oberregierungs-rath“ für einen Zuschuss, den dieser für die ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ bewilligt hatte,⁴⁹ während Letzterer seinem Fürsprecher im preußischen Kultusministerium die Berufung auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Universität Bonn verdankt.⁵⁰ Ganz offenkundig hat der preußische Hochschuldezernent sich systematisch darum bemüht, auch im Bereich der Geschichtswissenschaft einseitigen Schulbildungen bzw. Machtkonzentrationen entgegenzuwirken und innerhalb eines „konstitutionellen Grundkonsenses“ eine große „Bandbreite historiographischer Positionen“ zuzulassen.⁵¹

Althoffs Beispiel ist allerdings nicht nur deshalb interessant, weil es verdeutlicht, in welchem Maße politische Intentionen die Organisation universitärer Wissenschaft bestimmen konnten und damit die Grenzen akademischer Autonomie aufzeigt, sondern auch, weil das von Althoff etablierte System der Patronage belegt, dass Kulturhistoriker von der inneruniversitären Netzwerkbildung nicht notwendigerweise ausgeschlossen bleiben mussten. Lamprecht beispielsweise hätte ohne die Empfehlung durch einflussreiche Gelehrte kaum jenen akademischen Status erreicht, der es ihm ermöglichte, seine unorthodoxen Ansichten öffentlich zu verbreiten;⁵² Lamprechts Gegner Georg von Below wiederum musste erfahren, dass seine Ambitionen auf einen Berliner Lehrstuhl nicht zuletzt am erbitterten Widerstand des mit kulturhistorischen Positionen sympathisierenden Nationalökonom und Historikers Gustav Schmoller scheiterten, der als enger Bera-

rald Diesener: Karl Lamprecht und die Leipziger Universität. In: Diesener (Hg.): Karl Lamprecht weiterdenken (Anm. 41). S. 17–30, hier S. 21f.). Offenkundig hat der historische Methodenstreit zunächst keine Auswirkungen auf Lamprechts Lehrtätigkeit in Leipzig gezeitigt, nach 1900 führte das gespannte Verhältnis Lamprechts zu seinen Instituts- und Fachkollegen allerdings in einigen Fällen zu Nachteilen für dessen Doktoranden (vgl. Horst Walter Blanke: Historiographiegeschichte als Historik. Stuttgart-Bad Cannstatt 1991 (Fundamenta Historica. Bd. 3). S. 456–474).

⁴⁵ So wurde Karl Lamprecht 1906 zum Ehrenmitglied der *American Historical Association* ernannt und Ehrendoktor der Universitäten Columbia/New York (1904), St. Andrews/Edinburgh (1911) sowie Kristiania/Oslo (1911) (vgl. Bernhard vom Brocke: Karl Lamprecht. In: Neue Deutsche Biographie. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 13: Krell-Laven. Berlin 1982. S. 467–472, hier S. 471).

⁴⁶ Zu Friedrich Theodor Althoff vgl. Bernhard vom Brocke (Hg.): Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive. Hildesheim 1991 sowie Ralph-Jürgen Lischke: Friedrich Althoff und sein Beitrag zur Entwicklung des Berliner Wissenschaftssystems an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Berlin 1990 (Berliner Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Bd. 11).

⁴⁷ Bernhard vom Brocke hat das „kunstvoll ausgebaute Geflecht offizieller und offiziöser persönlicher Beziehungen“, die der preußische Kultusbeamte zu bedeutenden Gelehrten unterhielt, als konstitutives Merkmal, ja als „Hauptcharakteristikum“ des „Systems Althoff“ hervorgehoben (vgl. Bernhard vom Brocke: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: das „System Althoff“. In: Peter Baumgart (Hg.): Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs. Stuttgart 1980 (Preußen in der Geschichte. Bd. 1). S. 9–118, hier S. 69f.).

⁴⁸ Dem jungen Privatdozenten, der ihm von unterschiedlicher Seite empfohlen worden war, schreibt Althoff 1884, er dürfe seiner „wärmsten Sympathien sicher sein“ und er werde gerne alles für ihn tun, was in seinen Kräften stehe (Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 52). In der Tat erhielt Lamprecht in der Folge auf Grund persönlicher Intervention Althoffs, mit dem er über viele Jahre in brieflichem Kontakt stand, zunächst ein Stipendium und schließlich eine Anstellung als Extraordinarius in Bonn, bevor er, wiederum mit Althoffs tatkräftiger Unterstützung, an die Universität Marburg berufen wurde (vgl. Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 54 und S. 73).

Zum Verhältnis zwischen Althoff und Lamprecht vgl. auch Roger Chickering: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915). Atlantic Highlands 1993. S. 85–87.

⁴⁹ Althoff hatte, wie dem Schreiben zu entnehmen ist, der von Steinhausen herausgegebenen Zeitschrift eine außerordentliche Beihilfe von 300 Reichsmark gewährt, vgl. Lars Deile: Kulturgeschichte als Kulturkritik. Nachfragen bei Georg Steinhausen. München 2008. S. 103. Bereits 1891 hatte Althoff sich bemüht, Steinhausen eine Anstellung in der Königlichen Bibliothek in Berlin zu verschaffen, ein Angebot, das dieser allerdings ablehnte, vgl. Lars Deile: Drei Niederlagen und ein Neuanfang. Georg Steinhausen (1866–1933). In: Matthias Steinbach/Michael Ploenus (Hg.): Ketzer, Käuze, Querulanten. Außenseiter im universitären Milieu. Jena/Quedlinburg 2008 (*manuskript*. Archiv zur Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte. Bd. 5). S. 249–262, hier S. 249f.

⁵⁰ Zu Gotheins Berufung nach Bonn vgl. Michael Maurer: Eberhard Gothein (1853–1923). Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie. Köln/Weimar/Wien 2007. S. 131–133.

⁵¹ Wolfgang Neugebauer: Wissenschaftsautonomie und universitäre Geschichtswissenschaft im Preußen des 19. Jahrhunderts. In: Rüdiger vom Bruch (Hg.): Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910. München 2010 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien. Bd. 76). S. 129–148, hier S. 148.

⁵² So hat etwa der Verfassungshistoriker Carl von Noorden seinen Schüler Lamprecht ungeachtet wissenschaftlicher Differenzen 1880 mit dem Hinweis auf dessen glänzende Begabung Heinrich von Sybel anempfohlen (Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 39) und auch der zu den engsten Beratern Friedrich Althoffs zählende Gustav Schmoller, dem Lamprecht in seinem Denken in vielfältiger Weise verpflichtet ist, hat aus seinen Sympathien für die maßgeblich von Kulturhistorikern verteidigten ‚neuen Richtungen‘ in der Geschichtswissenschaft keinen Hehl gemacht. Sie seien, wie er in einer Rede über Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke hervorhebt, ebenso wenig „unberechtigt“ wie „die weitere Spezialisierung der Forschung und die Wendung zu einer noch realistischeren Behandlung der Geschichte in Darstellung und Kausalerklärung“ (Gustav Schmoller: Charakterbilder. München/Leipzig 1913. S. 189–221, hier S. 220).

ter Althoffs die preußische Besetzungspolitik maßgeblich mitgestaltete.⁵³ Von den nicht nur die preußischen Universitäten charakterisierenden akademischen Mechanismen der Ämter- und Mittelvergabe – Theodor Mommsen spricht 1894 in einem Brief an seinen Schwiegersohn, dem ebenfalls von Althoff protegierten Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff von „Willkürregiment“ und „Favoritenwirtschaft“⁵⁴ – hat demnach nicht allein die Politik-, sondern auch die Kulturgeschichte profitiert.

Dass das Verhältnis zwischen den beiden hier interessierenden ‚Schulen‘ osmotischer war als bisweilen dargestellt, dass die oft eher auf persönlicher Sympathie als auf inhaltlicher Kongruenz beruhenden akademischen Beziehungssysteme diskursiv erzeugte Gräben zu überbrücken vermochten, zeigt auch der Blick auf die um 1900 in Deutschland erscheinenden historischen Fachzeitschriften: Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts markiert die Herausbildung eines auffällig dynamischen wissenschaftlichen Zeitschriftenmarkts und in deren Gefolge die Etablierung einer Reihe von historischen Fachjournalen nicht nur in Deutschland.⁵⁵ Neben allgemeinhistorischen Periodika wie der 1859 gegründeten ‚Historischen Zeitschrift‘ sind in diesem Zusammenhang Fachorgane mit geographischer Fokussierung zu erwähnen, etwa die landesgeschichtlichen Zeitschriften oder die programmatisch auf die deutsche Historie ausgerichtete ‚Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘, sowie jene historischen Fachjournale, die sich auf ein spezifisches Forschungsfeld konzentrierten, wie etwa die ‚Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘.⁵⁶ Zu letzteren ist auch die seit 1894 erscheinende, von Georg Steinhausen herausgegebene ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ – später umbenannt in ‚Archiv für Kulturgeschichte‘ – zu zählen.⁵⁷ Sie stand insbesondere kulturhistorisch orientierten Geschichtsforschern offen, war jedoch keinesfalls die einzige publizistische Plattform, deren sich diese bedienten. So hat Lamprecht Beiträge in so unterschiedlichen Journalen wie der ‚Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst‘, den ‚Jahrbü-

⁵³ Vgl. Cymorek: Georg von Below (Anm. 9). S. 52–55.

⁵⁴ Vgl. Stefan Rebenich: Theodor Mommsen. Eine Biographie. München 2002. S. 146.

⁵⁵ Vgl. dazu die Studie von Margaret F. Stieg: The Origin and Development of Scholarly Historical Periodicals. Alabama 1986.

⁵⁶ Zur ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ vgl. Stieg: Scholarly Historical Periodicals (Anm. 55). S. 85–102 sowie v. a. Cathrin Friedrich: „...daß die gegenwärtige Lage der historischen Wissenschaften den Fortbestand zweier allgemeiner historischer Zeitschriften als dringend wünschenswert erscheinen lässt.“ Die Rolle der *Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* / *Historischen Vierteljahrsschrift* in der deutschen Geschichtswissenschaft. In: Matthias Middell (Hg.): Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich. Leipzig 1999 (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert. Bd. 2). S. 93–132. Zur ‚Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘ – die nach kurzem Unterbruch seit 1903 als ‚Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘ erschien – vgl. Stieg: Scholarly Historical Periodicals (Anm. 55). S. 103–123 sowie v. a. Wolfgang Zorn: „Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“ und „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“. Zwei Zeitschriften in der Vorgeschichte der VSWG 1863–1900. In: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 72. 1985. S. 457–475.

⁵⁷ Die ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ hat sich erst nach mehreren Anläufen als ernst zu nehmendes historisches Fachorgan etabliert. Zur Vorgeschichte sowie zu Georg Steinhausens Tätigkeit als Herausgeber der Zeitschrift vgl. v. a. Deile: Kulturgeschichte als Kulturkritik (Anm. 49). S. 83–136 und Schleier: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung (Anm. 31). S. 597–630 und S. 931–961.

chern für Nationalökonomie und Statistik‘, den ‚Preußischen Jahrbüchern‘, den ‚Historischen Jahrbüchern‘, der ‚Deutschen Literaturzeitung‘, der ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ oder der ‚Historischen Zeitschrift‘ veröffentlicht, während er nur vereinzelt als Verfasser von Aufsätzen und Rezensionen in Zeitschriften mit explizit kulturhistorischer Orientierung in Erscheinung trat.⁵⁸ Immerhin hat er den ersten Band der ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ mit einem längeren Artikel über ‚Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter‘ eröffnet und 1898/99 außerdem einen zweiteiligen Beitrag ‚Ueber die Entwicklungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft‘ beigesteuert.⁵⁹ Er gehört damit zu einer Reihe mehr oder weniger namhafter Universitätsprofessoren, die deren Herausgeber an sein Periodikum zu binden vermochte.

Steinhausens intensive Bemühungen um akademisch arrivierte Autoren erklärten sich aus den weitreichenden Ambitionen, die er mit seinem Projekt verband. Im programmatischen Geleitwort, das er dem ersten von ihm verantworteten Jahrgang voranstellt, betont er die Bedeutung der ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ als eines Organs „für die große und in aufsteigender Entwicklung begriffene Wissenschaft der Kulturgeschichte“ und verleiht seiner Hoffnung Ausdruck, als deren Herausgeber dazu beitragen zu können, die „Zersplitterung“ der Kulturgeschichte zu beseitigen und „dieser Wissenschaft diejenige äußere Geltung zu verschaffen, die man ihr bisher noch verweigert“. ⁶⁰ Tatsächlich gelang es Steinhausen, für die ersten der unter seiner Ägide erscheinenden Jahrgänge wissenschaftlich ausgewiesene Beiträge zu gewinnen. Neben mehreren Geschichtsordinarien wie etwa Friedrich von Bezold (Bonn), Ernst Bernheim (Greifswald), Jacob Caro (Breslau) oder Henry Simonsfeld (München), gilt es auch den Nationalökonom Eberhard Gothein oder den an der Universität Berlin lehrenden Literaturhistoriker Richard M. Meyer zu erwähnen; ein nicht unerheblicher Teil der Beiträge stammte außerdem aus der Feder von Archivaren, Bibliothekaren und Museumsleuten. ⁶¹ Zwar hat Steinhausen seine Autoren nur zum Teil aus dem Kreis der universitären Historiker rekrutiert, dennoch sticht der vergleichsweise hohe Anteil an Hochschullehrern und Archiv-, Bibliotheks- und Museumsdirektoren ins Auge. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Blick auf die ‚Historische Zeitschrift‘: Die den Jahrgang 1894 konstituierenden Bände 72 und 73 enthalten Aufsätze von angesehenen Ordinarien wie Max Lenz, dem Althistoriker Robert Pöhlmann oder Reinhold Koser sowie eine Festrede Heinrich von Sybels und einen Beitrag des damals noch nicht habilitierten Mitherausgebers Friedrich Meinecke, daneben

⁵⁸ Vgl. die allerdings unvollständigen bibliographischen Verzeichnisse in Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10), S. 342–345 und Haas: Historische Kulturforschung (Anm. 7). S. 517–523.

⁵⁹ Vgl. Karl Lamprecht: Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Hg. von Georg Steinhausen. Bd. 1. Berlin 1894. S. 5–49 und Ders.: Ueber die Entwicklungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte. 5. 1898. S. 385–420 sowie Zeitschrift für Kulturgeschichte. 6. 1899. S. 1–45.

⁶⁰ Georg Steinhausen: Zur Einführung. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte. 1. 1894. S. 1–4, hier S. 1. ⁶¹ Stellvertretend sollen hier der seit 1892 am Staatsarchiv Magdeburg tätige spätere Archivdirektor Georg Winter, der an der Bibliotheca Paulina in Münster als Bibliothekar wirkende Paul Bahlmann sowie Theodor Eduard Hampe, seit 1893 Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, genannt werden.

finden sich allerdings auch längere Beiträge wie diejenigen des preußischen Diplomaten Theodor von Bernhardt, des Berliner Archivrats Paul Bailleu, des seit 1890 als freier wissenschaftlicher Autor tätigen Historikers Martin Philippson sowie Adolf Schaubes und Karl Wittichs.⁶² Der Vergleich zwischen der in den 1890er Jahren bereits auf eine Jahrzehnte lange Tradition zurückblickenden ‚Historischen Zeitschrift‘ und der noch jungen ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ offenbart, dass es zwischen den beiden Periodika hinsichtlich des Autorenprofils zunächst kaum Unterschiede gab.⁶³ Es ist so gesehen wenig überraschend, wenn die überwiegende Mehrheit der Historiker in unterschiedlichen Zeitschriften publizierte. Dies gilt nicht nur für Lamprecht, sondern auch für einige der vorgängig genannten Autoren der ‚Historischen Zeitschrift‘, wie der Vergleich mit der ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ – später umbenannt in ‚Historische Vierteljahrsschrift‘ – bestätigt: So haben Reinhold Koser, Robert Pöhlmann, Martin Philippson oder Adolf Schaub zu Beginn der 1890er Jahre sowohl in der ‚Historischen Zeitschrift‘ als auch in der ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ Aufsätze veröffentlicht.⁶⁴ In Letzterer sind übrigens auch längere Beiträge von Autoren der ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ erschienen, so etwa von Friedrich von Bezold, Ernst Bernheim oder Henry Simonsfeld.⁶⁵

Nicht nur mit Blick auf die Autoren, auch in Bezug auf die Herausgeber allgemein-historischer Fachzeitschriften offenbaren die Verhältnisse um 1900 eine bemerkenswerte Durchlässigkeit. Friedrich Meinecke, der sich als Herausgeber der ‚Historischen Zeitschrift‘ gegen seinen Konkurrenten Lamprecht durchgesetzt hatte,⁶⁶ stand in freundschaftlicher Beziehung zu dessen Nachfolger in Leipzig, Walter Goetz, der seit 1911 als Mitherausgeber des ‚Archivs für Kulturgeschichte‘ tätig war; Georg von Below wiederum, der zwischen 1889 und 1890 gleich zwei Artikel zu der später von Lamprecht betreuten ‚Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ beigesteuert

⁶² Zum beruflichen Status der beiden letztgenannten Autoren habe ich keine näheren Angaben finden können. In Wolfgang Webers Studie zu den an deutschen Universitäten tätigen Historikern werden sie nicht genannt, vgl. Weber: *Priester der Klio* (Anm. 31).

⁶³ In seinen Ausführungen über die ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ bzw. das ‚Archiv für Kulturgeschichte‘ verweist Lars Deile auf die zahlreichen Archivare, Bibliothekare und Gymnasialprofessoren, welche Beiträge für das Periodikum verfasst hätten, und erkennt darin einen Indikator für die Außenseiterposition der Kulturgeschichte (vgl. Deile: *Kulturgeschichte als Kulturkritik* (Anm. 49), S. 111f.). Einer derartigen Interpretation ist entgegenzuhalten, dass für die historischen Fachzeitschriften um 1900 generell gilt, dass ihr Autorenstamm sich nicht allein aus dem universitären Bereich rekrutierte.

⁶⁴ Vgl. die diesbezügliche Tabelle in Friedrich: *Die Rolle der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (Anm. 56), S. 109–111.

⁶⁵ Friedrich: *Die Rolle der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (Anm. 56), S. 109–111.

⁶⁶ Matthias Middell hat rekonstruiert, wie geschickt und zugleich skrupellos Friedrich Meinecke agiert hat, um Karl Lamprecht, den sowohl der Verleger der ‚Historischen Zeitschrift‘, Friedrich August Oldenbourg, als auch die Erben Heinrich von Sybels als möglichen neuen Herausgeber in Betracht gezogen hatten, auszubooten und sich selber in Position zu bringen (vgl. Middell: *Weltgeschichtsschreibung* (Anm. 36), S. 119–121). Lamprechts Bemühungen um die Herausgeberschaft der ‚Historischen Zeitschrift‘ dokumentiert der im Anhang zu Theodor Schieder: *Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift*. In: *Historische Zeitschrift*. 189. 1959. S. 1–104 abgedruckte Briefwechsel der Beteiligten (vgl. S. 80–96).

hatte,⁶⁷ fungierte seit 1903 als Mitherausgeber der ‚Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘.⁶⁸ Dies ist insofern bemerkenswert, als das Fachorgan sich einem Feld – der Sozialgeschichte – widmete, dessen Wurzeln tief in die Kulturgeschichte reichten⁶⁹ und außerdem eine Zeitschrift beerbte, welche von sozialdemokratischen Historikern – Ludo Moritz Hartmann und Stephan Bauer – mitbegründet worden war. Ungeachtet inhaltlicher und politischer Differenzen erwies sich die Zusammenarbeit zwischen dem konservativen Below und Hartmann und Bauer, die auch als Herausgeber der ‚Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘ in Erscheinung traten, als konstruktiv und nachhaltig. 1910, im selben Jahr, in dem eine von ihm mitverantwortete Briefedition im ‚Archiv für Kulturgeschichte‘ erschien, wurde Below überdies in das Herausgebergremium der ‚Historischen Zeitschrift‘ aufgenommen.⁷⁰

Wie Matthias Middell zu Recht hervorgehoben hat, bilden historische Zeitschriften zentrale Elemente wissenschaftlicher Institutionalisierung, bieten sie doch einen festen und allseits anerkannten Rahmen für die Kommunikation zwischen den Angehörigen der ‚scientific community‘ und ermöglichen sie die Herausbildung von Regeln für ebendiese Kommunikation. Ob sie allerdings, wie Middell gleichfalls betont, „der Sichtbarmachung von hierarchischen Beziehungen zwischen den Forschern“ dienen, scheint angesichts des vorgängig Dargelegten fraglich.⁷¹ Dass wissenschaftliche Fachorgane auf „Techniken der Exklusion“ – Middell nennt in diesem Zusammenhang das Rezensionswesen und die Regularien der Manuskriptannahme⁷² – zurückgreifen konnten, soll hier nicht bestritten werden; die für die Konstitutionsphase des geschichtswissenschaftlichen Zeitschriftenmarktes charakteristische Dynamik, die sich nicht nur in zahlreichen Gründungen von Periodika, sondern auch im wiederholten Wechsel der Herausgeber und, dadurch bedingt, in Modifikationen des inhaltlichen Profils manifestierte, macht es jedoch schwierig, das Ausmaß und die Art der Mitarbeit an historischen Fachjournalen als Indikator für den Status eines Forschers innerhalb des akademischen Feldes zu interpretieren. Auch wenn es, wie im Falle der ‚Historischen Zeitschrift‘, deren Herausgeber zunächst Georg von Belows äußerst kritische Rezension zu Lamprechts ‚Deutscher Geschichte‘, welche den Auftakt zu dem die deutsche Historikerschaft um die Mitte der 1890er Jahre zunehmend polarisierenden Methodenstreit

⁶⁷ Es handelt sich um folgende Mitteilungen: „Die Kölner Richerzeche“ (*Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*. 1. 1889/I. S. 443–448) und „Zum Ursprung der Deutschen Stadtverfassung“ (*Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*. 1. 1890/II. S. 112–120).

⁶⁸ Vgl. Cymorek: Georg von Below (Anm. 9), S. 225–230.

⁶⁹ Vgl. Wolfgang Zorn: „Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“ und „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“. Zwei Zeitschriften in der Vorgeschichte der VSWG 1863–1900. In: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. 72. 1985. S. 457–475 passim.

⁷⁰ Bei der erwähnten Briefedition handelt es sich um den Beitrag von Georg von Below/Marie Schulz: Briefe von K[arl] W[ilhelm] Nitzsch an W[ilhelm] Maurenbrecher (1861–1880). In: *Archiv für Kulturgeschichte*. 8. 1910. S. 305–366 und S. 437–468. Zu Below als Mitherausgeber der ‚Historischen Zeitschrift‘ vgl. Schieder: *Die deutsche Geschichtswissenschaft* (Anm. 66), S. 19.

⁷¹ Matthias Middell: Vom allgemeinhistorischen Journal zur spezialisierten Liste im H-Net. Gedanken zur Geschichte der Zeitschriften als Elementen der Institutionalisierung moderner Geschichtswissenschaft. In: Middell: *Historische Zeitschriften* (Anm. 56), S. 7–31, hier S. 22.

⁷² Middell: *Historische Zeitschriften* (Anm. 56), S. 23.

bildete,⁷³ in Auftrag gaben und in der Folge Lamprecht nur unter restriktiven Bedingungen die Möglichkeit einer Stellungnahme einräumten,⁷⁴ zu massiven Einflussnahmen von Seiten einzelner Verantwortlicher gekommen ist, bot die um 1900 bereits stark ausdifferenzierte Zeitschriftenlandschaft Ausweichoptionen. Da außerdem die Reputationsunterschiede zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Periodika angesichts der Tatsache, dass auch renommierte Geschichtsordinarien in unterschiedlichen Fachorganen veröffentlichten, nicht allzu groß gewesen sein dürften, spricht Vieles dafür, dem Publikationsort historiographischer Veröffentlichungen keine übermäßige Bedeutung zuzusprechen. Auch im Umfeld der um 1900 verschärften innerdisziplinären Debatten, so das Fazit, bildeten Fachzeitschriften in der Regel nicht die uneinnehmbare Bastion einer bestimmten Schule. Wenn, wie im Fall der ‚Historischen Zeitschrift‘, die sich vorübergehend als kämpferische Plattform der Politikgeschichte gerierte, ein Fachorgan primär einer spezifischen, konzeptionell homogenen Gruppierung zur Verfügung stand, boten sich für die Ausgeschlossenen Alternativen an. Der Blick auf den publizistischen Markt um 1900 zeigt denn auch, dass von einer vollständigen Verbannung kulturhistorischer Positionen aus dem akademischen Diskursraum nicht die Rede sein kann; vielmehr ist zu konstatieren, dass ein dichtes Gefüge mehr oder weniger spezialisierter Fachzeitschriften gerade im Bereich der Geschichtswissenschaft eine vielstimmige Auseinandersetzung um Themenfelder und Methoden historischer Forschung gewährleistete.

Die bisherigen Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, dass die Wahrnehmung der Kulturgeschichte als einer sich im Abseits akademischer Interaktion bewegenden „Oppositionswissenschaft“⁷⁵ der Revision bedarf. Auch wenn mein knapper und selektiver Blick auf ausgewählte wissenschaftliche Institutionen und Netzwerke die Ansprüche

⁷³ Zur Vorgeschichte besagter Rezension vgl. Cymorek: Georg von Below (Anm. 9). S. 195–198. Cymorek erwähnt in diesem Zusammenhang, dass die in der Rezension formulierte Unterstellung, Lamprecht sei ein „Anhänger der jetzt blühenden materialistischen und physiologischen Geschichtsbetrachtung“, nicht vom Verfasser der Rezension stammte, sondern vom Herausgeber, Heinrich von Sybel, ohne Wissen Belows eingefügt worden war (vgl. Cymorek: Georg von Below (Anm. 9). S. 196).

⁷⁴ Vgl. beispielsweise den 77. Band der ‚Historischen Zeitschrift‘ (1896), in dem Max Lenz eine ebenso umfangreiche wie kritische Rezension zum 5. Band von Lamprechts ‚Deutscher Geschichte‘ veröffentlichte (S. 385–447), während Lamprecht für seinen in die Rubrik ‚Miscellen‘ verbannten Beitrag ‚Zum Unterschiede der älteren und jüngeren Richtungen der Geschichtswissenschaft‘ (S. 257–261) nicht mehr als fünf Seiten zugestanden wurden. Auf Lamprechts Beitrag folgte umgehend eine „Erwiderung“ des Herausgebers (vgl. S. 262–266). Nachdem Georg von Below im 81. Band der ‚Historischen Zeitschrift‘ (1898) unter dem Titel ‚Die neue historische Methode‘ eine weitere scharfe Abrechnung mit Lamprechts kulturgeschichtlichem Ansatz veröffentlicht hatte (S. 193–273), verhinderte Friedrich Meinecke, wie er in einem Brief an Below bestätigt, eine ausführliche Entgegnung Lamprechts. Dem Leipziger Kollegen wurde immerhin eine kurze Antwort erlaubt, weil – so Meineckes Begründung – „auf einen so schweren und wuchtigen Angriff wie der Ihrige dem Angegriffenen, wenn er auch wie hier sein Schicksal reichlich verdient hat, doch wenigstens ein kurzes Wort der Entgegnung gegönnt werden kann, und damit in den Augen minder orientierter Leser auch der Schein einer einseitigen Totschlagerei vermieden werde“ (Meinecke: Ausgewählter Briefwechsel (Anm. 42). S. 16).

⁷⁵ Schleier: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung (Anm. 31). S. 1089.

systematischer Analyse nicht zu erfüllen vermag, genügt er doch, um die These einer institutionellen Schwäche kulturhistorischer Forschung zu relativieren. Zwar trifft zu, dass es nicht gelungen ist, Kulturgeschichte durch die Schaffung entsprechender Professuren als eigenständige universitäre Subdisziplin auf lange Sicht zu etablieren, dennoch steht fest, dass um 1900 auch die Verfechter kulturhistorischer Ansätze Zugang zu universitären Ämtern, akademischen Netzwerken und wissenschaftlichen Zeitschriften hatten. Dass ihnen die Verankerung in einer überregional vernetzten Organisation fehlte – Karl Biedermanns Versuch, einen gesamtdeutschen Verein für Kulturgeschichte zu gründen, war kein nachhaltiger Erfolg beschieden –,⁷⁶ dass es ihnen, nicht zuletzt aufgrund der nicht nur von Steinhausen beklagten ‚Zersplitterung‘ nicht gelang, zu einem methodischen Konsens zu finden,⁷⁷ oder dass ihre Forschungen nicht selten den Eindruck einer gewissen methodischen Unbekümmertheit erweckten,⁷⁸ hat deren Partizipation an wissenschaftlicher Kommunikation nicht prinzipiell verhindert. Dies dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass auch nicht wenige jener Historiker, welche im Staat den Angelpunkt historischer Reflexion erkannten, ihrem Beruf in Archiven, Bibliotheken, Museen oder Gymnasien nachgingen, dass auch sie durchaus unterschiedliche methodische Ansätze vertraten⁷⁹ und dass auch ihre Veröffentlichungen bisweilen von theoretischem

⁷⁶ Schleier: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung (Anm. 31). S. 567–569. Die Ziele, die Biedermann mit der von ihm initiierten Vereinsgründung verband, hat er 1857 in einem programmatischen Aufsatz dargelegt, (vgl. Karl Biedermann: Die Stellung der Kulturgeschichte in der Gegenwart mit besonderer Hinsicht auf die Idee eines kulturgeschichtlichen Vereins. In: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 2. 1857. S. 67–73). Auch Steinhausens Versuch, eine ‚Gesellschaft für deutsche Kulturgeschichte‘ zu gründen, fand keine nachhaltige Resonanz (vgl. Haas: Historische Kulturforschung (Anm. 7). S. 266).

⁷⁷ Die auch und wesentlich durch die Vereinzelung der Kulturhistoriker begründete konzeptionelle Heterogenität der Kulturgeschichte – Steinhausen spricht in diesem Zusammenhang von der Kulturgeschichte als „ein[em] umstrittene[m] Gebiet“ (Steinhausen: Die Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen (Anm. 30). S. 233) – ist in der Forschung wiederholt hervorgehoben worden. So unterscheidet Hans Schleier, der an einer Stelle von der „Buntscheckigkeit“ der Kulturgeschichte spricht (Hans Schleier: Deutsche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts. Über Gegenstand und Aufgaben der Kulturgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft. 23. 1997. S. 70–98, hier S. 74), eine Vielzahl teilweise in Widerspruch zueinander stehender Leitideen (vgl. Hans Schleier: Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert: Oppositionswissenschaft, Modernisierungsgeschichte, Geistesgeschichte, spezialisierte Sammlungsbewegung. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulz (Hg.): Geschichtsdiskurs. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung. Frankfurt a. M. 1997. S. 424–446, hier S. 427–429) und Gangolf Hübinger konkretisiert den hier interessierenden Befund, indem er zwischen unterschiedlichen ‚Typen‘ und ‚Phasen‘ der Kulturgeschichte differenziert (Gangolf Hübinger: Konzepte und Typen der Kulturgeschichte. In: Wolfgang Küttler (Hg.): Geschichtsdiskurs. Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945. Frankfurt a. M. 1997. S. 136–152). Zu den verschiedenen ‚Phasen‘ der Kulturgeschichte vgl. auch die konzise Darstellung in Hans Schleier: Historisches Denken in der Krise der Kultur. Fachhistorie, Kulturgeschichte und Anfänge der Kulturwissenschaften in Deutschland. Göttingen 2000 (Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge. Bd. 7). S. 49–71.

⁷⁸ Tschopp/Weber: Grundfragen der Kulturgeschichte (Anm. 22). S. 58.

⁷⁹ So weist beispielsweise Harald A. Wiltsche: „...wie es eigentlich geworden ist“. Ein wissenschaftsphilosophischer Blick auf den Methodenstreit um Karl Lamprechts Kulturgeschichte. In: Archiv für Kulturgeschichte. 87. 2005. S. 251–284, hier S. 258f. auf unterschiedliche Richtungen innerhalb der politischen Geschichte hin.

Desinteresse und methodischer Unbedarftheit zeugten. Wenn nun aber der von Below im Rückgriff auf den Ausgang des historischen Methodenstreits behauptete ‚Bankrott‘ kulturhistorischer Forschung weder mit konzeptionellen noch mit institutionellen Defiziten zu erklären ist, bedarf es einer anderen Begründung für den triumphalen Gestus, mit dem Lamprechts Gegner nach 1900 das Scheitern der Kulturgeschichte verkünden konnten.

Die Durchsetzung einer sich auf historistische Positionen berufenden „disziplinären Matrix“⁸⁰ und die damit verbundene, von Historikern wie Below, Max Lenz, Felix Rachfahl und Hermann Oncken betriebene oder zumindest behauptete Marginalisierung kulturhistorischer Forschung um 1900 kann, dies gilt es zu betonen, nur als multikausales Geschehen adäquat verstanden werden.⁸¹ Dass die Kulturgeschichte, oder zumindest jene Richtungen, welche sich erkühlten, der „idealistische[n] Geschichtswissenschaft“ einen „selbstbewusste[n] nackte[n] Empirismus“ entgegenzusetzen,⁸² im Zuge des historischen Methodenstreits nicht nur in den Augen der beteiligten politischen Historiker ins Hintertreffen geriet, hängt allerdings wesentlich mit jener von Bourdieu postulierten „Rhetorik des Setzungs-Diskurses“ zusammen, mittels derer sich Sprecher regelmäßig als autorisierte und autoritative Instanzen zu positionieren versuchen.⁸³ Die komplexen Wechselbeziehungen zwischen den Verfechtern der Politik- bzw. der Kulturgeschichte spiegeln in exemplarischer Weise die Mechanismen gelingender und verfehlter Selbstautorisierung und die Rolle, die öffentlicher Kommunikation in diesem Zusammenhang zukommt. Von der Hypothese ausgehend, dass es weniger die Kraft der Argumente als vielmehr die auf wissenschaftliche Selbstermächtigung zielenden Kommunikationsmodi waren, welche den sich der Politikgeschichte zurechnenden Professoren zu ihrer dominierenden Stellung verhalfen, untersuche ich deshalb im dritten und letzten Teil meines Beitrags, welcher rhetorischer Strategien sich die Repräsentanten einer politisch orientierten Historiographie bedienten, um ein Reputationsgefälle zu plausibilisieren, das ihren besonderen Status zu begründen in der Lage war. Dabei konzentriere ich mich auf einen für die Formierung der Historikerschaft als akademische Zunft zentralen, jedoch bislang in der Forschung merkwürdig unterbelichteten Begriff – denjenigen des ‚Dilettanten‘ bzw. des ‚Dilettantismus‘ –, dessen Gebrauch beispielhaft veranschaulicht, wie die Exponenten einer auf den Staat als Telos der Geschichte fokussierten Historiographie versucht haben, sich dadurch als akademische Elite zu autorisieren, dass sie ihren Antipoden die szientifische Dignität absprachen.

⁸⁰ Jaeger/Rüsen: Geschichte des Historismus (Anm. 15). S. 41.

⁸¹ Vgl. dazu die immer noch maßgebliche Studie von Haas: Historische Kulturforschung (Anm. 7).

⁸² Below: Die deutsche Geschichtschreibung (Anm. 1). S. 84.

⁸³ Pierre Bourdieu: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Übersetzt aus dem Französischen von Hella Beister. Wien 1990. S. 75.

III.

Der Begriff des ‚Dilettanten‘ ist keine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts, sondern reicht in die Aufklärung zurück. Im Deutschen seit den 1760er Jahren belegt,⁸⁴ erfährt er um 1800 im Kontext der Ausprägung einer neuen, um das ‚Genie‘ zentrierten Ästhetik eine erste Konjunktur und findet in der Folge Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs. So insistiert etwa Adolph Schmidt, der verantwortliche Redakteur der von 1844 bis 1848 erscheinenden ‚Zeitschrift für Geschichtswissenschaft‘ im Vorwort zum ersten Jahrgang auf der Notwendigkeit, dem ‚wissenschaftlichen Dilettantismus‘ entgegenzusteuern: Geschichtswissenschaft, so die Mahnung, sei zu einem Tummelplatz von Liebhabern der Historie geworden, „der Dilettantismus, und in seinem Gefolge die Fabrikationssucht, [seien] über die Geschichte gekommen und die Wissenschaft dien[e] Vielen entweder zum Kinderspiel oder zum Zeitvertreib, oder zu Speculationen und feilem Gewerbe. [...] Statt des Goldes bekommen wir Schlacken, der ächte Reinigungsprocess durch die Berufenen wird behindert und erschwert, der Gewinn verwandelt sich in Verlust und die Kunst der Forschung gerät in Misseredit“.⁸⁵ Als *remedium* empfiehlt Schmidt die „Kritik“, mithin jenes Mittel, das es erlaube, zwischen wissenschaftlich fundiertem und dilettantischem Geschichtsstudium zu unterscheiden.⁸⁶ Leitender Gesichtspunkt dieser Kritik habe die „Wahrheit der Thatsachen und der Gedanken“ zu sein, eine Wahrheit, die sich, wie Schmidt betont, nie im Besitz einer einzigen Person oder Schule befinden dürfe, sondern das Ergebnis eines aufrichtigen Ringens Vieler nach Erkenntnis darstelle, ein Ringen, das auch den Zweifel, den „ewigen Trieb der Wissenschaft“ zulassen müsse.⁸⁷ Adolph Schmidts frühe Auseinandersetzung mit dem Problem des Dilettantismus findet ihr Echo in Georg Waitz’ programmatischen Überlegungen im ersten Jahrgang der ‚Historischen Zeitschrift‘: Waitz, wie Schmidt ein Schüler Rankes, begrüßt in seinem an den Herausgeber gerichteten Schreiben durchaus, dass die Zeitschrift nicht ausschließlich „gelehrte Specialuntersuchungen“ bieten wolle, sondern sich als ein Periodikum verstehe, das ihren Gegenstand so behandeln müsse, „daß auch andere als die Männer von Fach daran theilnehmen können“.⁸⁸ Zugleich jedoch warnt er vor dem Übel des Dilettantismus, unter dem, wie er meint, die Geschichte wie wohl keine andere Wissenschaft zu leiden habe. Namentlich die „provinciellen historischen Vereine“ sind ihm ein Dorn im Auge, da sie zwar durch Quellenveröffentlichungen „für die specialhistorische Forschung Erhebliches“ leisteten, jedoch weder fähig noch befugt seien, sich jenen Fragen zu widmen, die das genuine Arbeitsfeld der akademischen Historiographie bildeten.⁸⁹ In unserem Zusammenhang besonders aufschlussreich sind Waitz’ Ausführungen deshalb, weil sie eine Kongruenz zwischen der Abwehr des Dilettantismus und dem Kampf gegen ‚falsche Richtungen‘ innerhalb der

⁸⁴ Vgl. Laurenz Lütteken/Stephan Brakensiek: Dilettant. In: Friedrich Jaeger (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 2: Beobachtung–Dürre. Stuttgart/Weimar 2005. Sp. 1021–1025, hier Sp. 1021.

⁸⁵ Adolph Schmidt: Vorwort. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 1. 1844. S. III–XII, hier S. VII.

⁸⁶ Schmidt: Vorwort. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 1. 1844. S. VIII.

⁸⁷ Schmidt: Vorwort. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 1. 1844. S. VIII f.

⁸⁸ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 18.

⁸⁹ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 20 f.

Geschichtswissenschaft insinuieren und damit eine argumentative Strategie antizipieren, deren sich später auch Lamprechts Gegner bedienen sollten. Obwohl Waitz in ähnlicher Weise, wie dies Adolph Schmidt getan hatte, ein pluralistisches Wissenschaftsverständnis vertritt, zieht er nämlich eine klare Grenze zwischen den ‚wahren‘ und ‚falschen‘ Auffassungen historischer Forschung: „Aber wenn wir auch fern davon sind, zu behaupten, daß nur Ein Weg der rechte sei und nur in Einer Weise der Wissenschaft gedient werden könne, so müssen wir uns doch sehr entschieden dagegen verwahren, daß alle möglichen Wege berechtigt sein sollen, daß alles, was sich unter dem Namen und einem gewissen äußeren Schein der Wissenschaft einführt, auch wirklich dieser zugerechnet werden dürfe.“⁹⁰ Die „krankhaft[en] und verderblich[en]“ Richtungen nun seien „offen, entschieden, rücksichtslos“ zu bekämpfen, und dabei dürfe sich auch die neu gegründete Zeitschrift „nicht scheuen, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, [...] Unkraut auszujäten, und wenn sie einen ordentlichen Haufen beieinander hat, ein lustiges Feuer davon zu machen.“⁹¹

Es ist der hier legitimierte Duktus des „Ausschließens und Verwerfens“,⁹² der den Kommunikationsmodus einiger jener Autoren kennzeichnet, die sich gut drei Jahrzehnte später in der ‚Historischen Zeitschrift‘ zu Wort melden sollten, um Lamprechts ‚Naturalismus‘⁹³ einer radikalen Kritik zu unterziehen. Dabei schwingt in der Denunziation des von Lamprecht vertretenen kulturgeschichtlichen Ansatzes als einer ‚falschen Richtung‘ implizit und bisweilen auch explizit der Vorwurf des Dilettantismus mit. So hält Georg von Below in ‚Die neue historische Methode‘ fest, die Geschichtswissenschaft habe „nächst der Wissenschaft der neueren Literaturgeschichte und der Nationalökonomie die größte Zahl solcher Mitarbeiter, die auf der Grenze der wissenschaftlichen Thätigkeit und des reinen Dilettantismus stehen“, um gleich anzufügen: „Aus deren Kreise ist Lamprecht der lauteste Beifall zu Theil geworden.“⁹⁴ Nur wenige Jahre später stellt Max Weber – auch er ein Kritiker Lamprechts – dessen „stark dilettantische[n] kunsthistorische[n] Konstruktionen“ die „nüchterne Gewissenhaftigkeit“ des Nationalökonomen und Lehrers Lamprechts Wilhelm Roscher entgegen.⁹⁵ Der Vorwurf des Dilettantismus trifft keinesfalls nur den Leipziger Mediävisten; er bildet vielmehr einen konstitutiven Bestandteil der gegen die Kulturgeschichte gerichteten Argumentarien. Bereits Dietrich Schäfer hatte in seiner den historischen Methodenstreit inaugurierenden Tübinger Antrittsvorlesung über ‚Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte‘ der Kulturgeschichte die wissenschaftliche Daseinsberechtigung abgesprochen und die Erforschung der „Gebräuche und Bedürfnisse des tagtäglichen Lebens“ als Liebhaberei deklariert,⁹⁶ und Friedrich

⁹⁰ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 19.

⁹¹ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12).

⁹² Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 28.

⁹³ Vgl. Below: Die deutsche Geschichtschreibung (Anm. 1). S. 98.

⁹⁴ Georg von Below: Die neue historische Methode. In: Historische Zeitschrift. 81. 1898. S. 193–273, hier S. 194.

⁹⁵ Max Weber: Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. von Johannes Winckelmann. 3. Aufl. Tübingen 1968. S. 1–145, hier S. 25 Anm. 5.

⁹⁶ Vgl. Dietrich Schäfer: Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Akademische Antrittsrede gehalten den 25. Oktober 1888. Jena 1888. S. 28f.

Meinecke betont noch im Geleitwort zum 100. Band der ‚Historischen Zeitschrift‘ 1908, Gegenstand historischer Analyse hätten „Staat und Nation“ zu sein, da andernfalls die Geschichtswissenschaft „einem vagen Dilettantismus verfallen“ würde.⁹⁷

Die vorgängig zitierten Stellen dürften deutlich gemacht haben, dass ‚Dilettantismus‘ weniger einen klar definierten Tatbestand darstellt, als vielmehr als beliebig einsetzbares Schlagwort fungiert. Kaum einer der Autoren, die den Begriff ins Feld führen, hat sich denn auch die Mühe gemacht, ihn systematisch zu erläutern. Waitz spricht im bereits erwähnten Brief an den Herausgeber der ‚Historischen Zeitschrift‘ ohne weitere Präzisierung von „Halbkundigen“, deren Zugang zur Historie „meist unkritisch, unwissenschaftlich“ erfolge,⁹⁸ und Max Weber erkennt im Dilettanten den Liebhaber der Wissenschaft, der sich vom Fachmann dadurch unterscheide, dass ihm „die feste Sicherheit der Arbeitsmethode fehlt“.⁹⁹ Dem Dilettanten, so hatte schon Below mit Blick auf Wilhelm Riehl stellvertretend für die „dilettantische[n] Kulturhistoriker“¹⁰⁰ hervorgehoben, stehe „die Sicherheit der wissenschaftlichen Methode nicht zur Verfügung“,¹⁰¹ ein Vorwurf, der immer im Raum stand, wenn von Kulturgeschichte die Rede war. Zu deren Lasten wirkte sich außerdem der Verzicht auf einen begrenzten, scharf umrissenen Gegenstandsbereich aus, wie die Zitate Schäfers und Meineckes belegen. Dilettantismus, so die noch von Jacob Burckhardt kritisch reflektierte,¹⁰² unter politischen Historikern jedoch verbreitete Auffassung, droht dort, wo das Studium der Geschichte sich in inhaltlicher und methodischer Hinsicht als zu wenig fokussiert erweist, wo also nicht ‚der Staat‘, sondern ‚die Kultur‘, nicht die ‚Nationalgeschichte‘, sondern die ‚Universalgeschichte‘ im Zentrum der Forschungsbemühungen stehen und wo neben der historisch-kritischen Methode Ansätze aus anderen Disziplinen in die Analyse einbezogen werden. Die tragenden Säulen einer als szientifisch zu bezeichnenden Historiographie bilden, so die vorherrschende Auffassung, zum einen ein anerkanntes methodisches Fundament und zum anderen konsequente Spezialisierung, wobei allerdings meist unklar bleibt, ab welchem Punkt der sichere Boden solider Methodik und das ‚eigentliche‘ Arbeitsfeld der Geschichtswissenschaft als überschritten zu gelten haben. Das Selbstbewusstsein, mit dem um 1900 Historiker gegen die Dilettanten in ihren eigenen Reihen polemisierten, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Begriff ‚Dilettantismus‘ letztlich opak blieb. Er diene als

⁹⁷ Friedrich Meinecke: Geleitwort zum 100. Bande der Historischen Zeitschrift. In: Historische Zeitschrift. 100. 1908. S. 1–10, hier S. 6.

⁹⁸ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 21.

⁹⁹ Max Weber: Wissenschaft als Beruf. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (Anm. 95). S. 582–613, hier S. 590.

¹⁰⁰ Below: Die deutsche Geschichtschreibung (Anm. 1). S. XI [Inhaltsverzeichnis].

¹⁰¹ Below: Die deutsche Geschichtschreibung (Anm. 1). S. 69.

¹⁰² Burckhardt räumt zwar ein, dass man „[i]n den Wissenschaften [...] nur noch in einem begrenzten Zweige Meister sein [könne], nämlich als Specialist“, warnt jedoch davor, „die Fähigkeit der allgemeinen Übersicht“ einzubüßen und empfiehlt dem Geschichtsforscher, „auf eigne Rechnung, zu Mehrung der eigenen Erkenntnis und Bereicherung an Gesichtspunkten“ immer auch Dilettant zu sein, weil er sonst „in Allem was über die Specialität hinausliegt, ein Ignorant und unter Umständen im Ganzen ein roher Geselle“ bleibe (Jacob Burckhardt: Über das Studium der Geschichte. Der Text der ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen‘ auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler nach den Handschriften. Hg. von Peter Ganz. München 1982. S. 253).

Kampfbegriff, der sich, gerade weil es ihm an begrifflicher Schärfe mangelte, in unterschiedlichen Kontexten und gegen Gegner aller Art Verwendung finden konnte.

Dass der Vorwurf des Dilettantismus dennoch schwer wog, zeigt das wiederholte Bemühen von Kulturhistorikern, die Wissenschaftlichkeit ihrer Forschungstätigkeit herauszustellen. Zu nennen ist hier vor allem Georg Steinhausen, der die Notwendigkeit einer hinsichtlich ihres Gegenstands und ihrer Methode systematisch begründeten Kulturhistorie immer wieder betont hat. Im bereits erwähnten programmatischen Geleitwort des ersten Jahrgangs der ‚Zeitschrift für Kulturgeschichte‘ beschreibt er diese gleich zu Beginn als ein „Organ, das freilich den Dilettantismus verbannen muß“,¹⁰³ und in einem zeitgleich veröffentlichten Forschungsbericht, in dem er auf das von ihm verantwortete Fachorgan hinweist, hebt er als „[c]harakteristisch für die neue Zeitschrift [...] die Ausschließung des Dilettantismus und das Bestreben, ernste Wissenschaftlichkeit mit ansprechender Darstellung zu verbinden“ hervor.¹⁰⁴ Steinhausens Verlautbarungen zur Kulturgeschichte lassen deutliche Absetzungsbewegungen gegenüber jenen „unzulängliche[n] Dilettanten“ und „bloße[n] Kompilatoren“¹⁰⁵ erkennen, welche durch ihr Wirken kulturhistorische Forschung in Verruf gebracht hätten. Steinhausens unermüdliche Publikationstätigkeit zielt, wie er in seiner autobiographischen Skizze offenbart, denn auch wesentlich darauf, der Kulturgeschichte wieder „diejenige Achtung erkämpfen [zu] helfen, die ihr zum Teil durch einen auf diesem Gebiete wuchernden Dilettantismus verloren gegangen“ sei.¹⁰⁶

In ihrem defensiven Gestus machen Steinhausens Bemühungen um eine wissenschaftliche Rehabilitierung der Kulturgeschichte nicht nur deutlich, dass Kulturhistoriker sich dem Verdacht mangelnder Wissenschaftlichkeit in erhöhtem Maße ausgesetzt sahen, sie verraten zugleich das Dilemma, in dem sich die Kulturgeschichte seit dem 19. Jahrhundert befand. Ihre unbestrittene Popularität¹⁰⁷ eröffnete Kulturhistorikern auch außerhalb akademischer Institutionen Betätigungsfelder und rief zugleich eine größere Zahl von Adepten auf den Plan, die sich als Lokalhistoriker, Journalisten oder Sammler mit kulturgeschichtlichen Themen befassten. Welche Folgen sich daraus für die akademischen Repräsentanten kulturhistorischer Forschung ergeben konnten, führt der Fall Wilhelm Heinrich Riehls exemplarisch vor Augen. Obgleich seit 1859 Ordinarius für Kulturgeschichte an der Universität München, seit 1862 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1873/74 sowie 1883/84 Rektor seiner *Alma mater* haftete Riehl, der sich zunächst vor allem als Journalist einen Namen gemacht hatte und auch nach seiner Berufung nach München als belletristischer Autor und gefeierter Vortragsredner

¹⁰³ Steinhausen: Zur Einführung (Anm. 60). S. 1. Im selben Kontext findet sich zudem folgende optimistische Einschätzung: „Nun herrscht außerdem auf unserem Gebiete [der Kulturgeschichte, A.d.V.] in neuerer Zeit eine erfreuliche Thätigkeit; der Dilettant weicht auf diesem Gebiete mehr und mehr streng wissenschaftlicher Forschung“ (S. 2).

¹⁰⁴ Georg Steinhausen: Allgemeine Kulturgeschichte. In: Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. 16. 1893. S. IV, 8–48, hier S. IV, 8.

¹⁰⁵ Steinhausen: Die Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen (Anm. 30). S. 234.

¹⁰⁶ Steinhausen: Die Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen (Anm. 30). S. 253.

¹⁰⁷ Zum Erfolg der Kulturgeschichte in weiten Kreisen Geschichtsinteressierter vgl. Deile: Kulturgeschichte als Kulturkritik (Anm. 49). S. 156–189.

einem breiten bildungsbürgerlichen Publikum bekannt war, stets der Ruf eines Dilettanten an.¹⁰⁸ Dies ist umso bemerkenswerter, als keinesfalls nur Kulturhistoriker die Resonanz, welche die Beschäftigung mit der Vergangenheit bei geschichtsbegeisterten Zeitgenossen fand, zu ihrem Vorteil zu nutzen versuchten. So hat etwa Heinrich von Sybel für die ‚Historische Zeitschrift‘, die doch, wie er im ersten Jahrgang im Vorwort des Herausgebers schreibt, „vor allem eine wissenschaftliche sein“ sollte,¹⁰⁹ zunächst gezielt versucht, Beiträge von literarisch erfolgreichen ‚Dilettanten‘ wie Alfred von Reumont, Ferdinand Gregorovius oder Karl Hillebrand einzuwerben, um seinem Fachjournal eine breitere Leserschaft zu erschließen.¹¹⁰ Dennoch traf das Verdikt des ‚Dilettantismus‘ in erster Linie die Kulturgeschichte, die nicht ohne Grund in stärkerem Maße mit der im Kontext des Historismus aufblühenden Geschichtskultur in eins gesetzt wurde als die politische Geschichte. Der Stellenwert der Kulturgeschichte innerhalb der zahlreichen historischen Vereine, der sich in hohen Auflagen spiegelnde Publikumserfolg kulturhistorischer Werke, der Zulauf zu kulturgeschichtlichen Vorlesungen und Vorträgen, das Interesse an kulturhistorischen Ausstellungen und Museen konnten all jenen als Indikatoren für den dilettantischen Charakter der Kulturgeschichte dienen, die, wie Georg Waitz, mit Argwohn bemerkten, wie in deren Umfeld „durch Eifer und Rührigkeit Kräfte und Mittel“ gewonnen würden, die nicht im Sinne einer „strengen[n] Wissenschaft“ Verwendung fänden.¹¹¹

Die hier angedeutete Gleichsetzung von öffentlichem Geschichtsinteresse und Kulturgeschichte klingt im historischen Methodenstreit nach und dürfte maßgeblich dafür verantwortlich sein, dass sich mit kulturgeschichtlichen Ansätzen sympathisierende Wissenschaftler auch um 1900 gegen die Unterstellung, dilettantische Auffassungen und Praktiken zu verteidigen, wehren mussten. Zumal sie, wie der Fall Lamprechts zeigt, weiterhin mit besonderer öffentlicher Unterstützung rechnen durften. So wurde das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte nicht allein durch staatliche Mittel ermöglicht, sondern auch aus privaten Spenden finanziert,¹¹² Lamprechts Vorlesungen fanden bei zahlreichen Hörern Anklang,¹¹³ seine Bücher waren beim Publikum beliebt – die von Below inkriminierte ‚Deutsche Geschichte‘ etwa erlebte ungeachtet ihres Umfangs

¹⁰⁸ Vgl. Jasper von Altenbockum: Wilhelm Heinrich Riehl 1823–1897. Sozialwissenschaft zwischen Kulturgeschichte und Ethnographie. Köln/Weimar/Wien 1994 (Münstersche historische Forschungen. Bd. 6). S. 64 und S. 69f.

¹⁰⁹ Heinrich von Sybel: Vorwort. In: Historische Zeitschrift. 1. 1859. S. III–V, hier S. III.

¹¹⁰ Vgl. Stieg: Scholarly Historical Periodicals (Anm. 55). S. 28. Auch Martin Nissen hebt hervor, dass die ‚Historische Zeitschrift‘ in ihren Anfängen eine über die engeren fachwissenschaftlichen Grenzen hinausgehende Leserschaft erreichen wollte und spricht in diesem Zusammenhang von einem „Oszillieren der Zeitschrift zwischen Öffentlichkeitsbezug und Spezialisierung, Politisierung und disziplinärer Abgrenzung“ (Martin Nissen: Wissenschaft für gebildete Kreise. Zum Entstehungskontext der ‚Historischen Zeitschrift‘. In: Sigrid Stöckel/Wiebke Lisner/Gerlind Rüge (Hg.): Das Medium Wissenschaftszeitschrift seit dem 19. Jahrhundert. Verwissenschaftlichung der Gesellschaft – Vergesellschaftung der Wissenschaft. Stuttgart 2009 (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Bd. 5). S. 25–44, hier S. 27).

¹¹¹ Waitz: Falsche Richtungen (Anm. 12). S. 21.

¹¹² Vgl. Haas: Historische Kulturforschung (Anm. 7). S. 230f.

¹¹³ Vgl. z. B. Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 105–107.

fünf Auflagen –¹¹⁴ und seine Beiträge erschienen in vielgelesenen Journalen. Die Ambivalenz derartiger Popularität belegt beispielhaft die Mitarbeit des Leipziger Mediävisten an Maximilian Hardens ebenso umstrittener wie erfolgreicher kulturpolitischer Wochenzeitschrift *„Die Zukunft“*.¹¹⁵ Allein in den Jahren 1895 bis 1897 hat Lamprecht über zehn längere Artikel für *„Die Zukunft“* beigesteuert, darunter gleich mehrere, in denen er seine Position im Methodenstreit darlegt.¹¹⁶ Ganz offensichtlich hat der innerhalb des Fachs zunehmend unter Beschuss geratene Lamprecht die ihm von Harden angebotene publizistische Plattform dazu benutzt, seine Auffassung kulturhistorischer Analyse einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln und sich deren Rückhalt zu sichern.¹¹⁷ Damit jedoch bot er seinen Gegnern eine Angriffsfläche, die diese zu ihren Gunsten zu nutzen wussten. Below versäumt es denn auch nicht, seinen Leipziger Kollegen zu disqualifizieren, indem er das „überschwängliche Lob“ herausstreicht, das diesem „in populären und halbpopulären Journalen“ zu Teil würde,¹¹⁸ und Hans Delbrück fordert Lamprecht 1897 in den von ihm herausgegebenen *„Preußischen Jahrbüchern“* polemisch auf, endlich seinen Anspruch, Wissenschaftler zu sein, aufzugeben, seine Professur niederzulegen und in die Redaktion der *„Zukunft“* einzutreten, wo er „nach Wissenschaftsbetrieb wie Gemüthsart am rechten Platze sein und der ihm gebührenden Anerkennung niemals entbehren“ werde.¹¹⁹

Karl H. Metz' These, Lamprechts Konzept von Kulturgeschichte sei vornehmlich daran gescheitert, dass es zugleich „das weltanschauliche Orientierungsbedürfnis weiter Kreise der Öffentlichkeit“ zu erfüllen und „fachwissenschaftliche Neuerungen durchzusetzen“ trachtete,¹²⁰ ist, so problematisch sie auch sein mag, zumindest in einer Hinsicht Recht zu geben: Die Professionalisierung der Historiographie seit dem frühen 19. Jahrhundert und der damit einhergehende Wandel von einer in der öffentlichen Geschichtskultur verankerten hin zu einer spezialisierten, primär in akademischen Milieus praktizierten Geschichtsforschung stürzte das Fach in ein Dilemma, auf das die politischen und die Kulturhistoriker, so scheint es, auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichem Erfolg reagiert haben. Zentral ging es um die Frage, wie das Verhältnis zu jenem breiten

¹¹⁴ Vgl. Schorn-Schütte: Karl Lamprecht (Anm. 10). S. 108.

¹¹⁵ Zu Maximilian Harden und seiner Zeitschrift vgl. B. Uwe Weller: Maximilian Harden und die *Zukunft*. Bremen 1970 (Studien zur Publizistik. Bd. 13).

¹¹⁶ Beispielhaft sollen hier die Artikel „Die geschichtswissenschaftlichen Probleme der Gegenwart“ (Die Zukunft. 17. 1896. S. 247–255 und S. 300–311), „Der Ausgang des geschichtswissenschaftlichen Kampfes“ (Die Zukunft. 20. 1897. S. 195–208) sowie „Meine Gegner“ (Die Zukunft. 21. 1897. S. 109–121, 199–208 und S. 240–252) genannt werden.

¹¹⁷ In einem Brief an den Bruder Hugo begründet Karl Lamprecht seine Zusammenarbeit mit dem ihm durchaus suspekten Harden 1895 mit der Möglichkeit, zu einem in die Tausende gehenden Publikum sprechen zu können (vgl. Chickering: Karl Lamprecht. A German Academic Life (Anm. 48). S. 193).

¹¹⁸ Georg von Below: [Rezension zu] Deutsche Geschichte. Von Karl Lamprecht. In: Historische Zeitschrift. 71. 1893. S. 465–498, hier S. 465.

¹¹⁹ Hans Delbrück: Lamprechts Deutsche Geschichte. In: Preußische Jahrbücher. 90. 1897. H. 3. S. 521–524, hier S. 524. Vgl. auch Chickering: Karl Lamprecht. A German Academic Life (Anm. 48). S. 239.

¹²⁰ Karl H. Metz: Der Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft (1891–99): Bemerkungen zum sozialen Kontext wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. In: Storia della Storiografia. 6. 1984. S. 3–20, hier S. 18.

Strom Geschichtsbegeisterter gestaltet werden sollte, deren Enthusiasmus die Relevanz der Befassung mit historischer Vergangenheit immer neu bekräftigt und der Geschichtswissenschaft zu finanziellem und symbolischem Kapital verholfen hatte.¹²¹ Sich von öffentlicher Geschichtskultur abzukoppeln hieß, der Vorteile verlustig zu gehen, die sie für die akademische Forschung brachte; sich mit ihr zu identifizieren hieß, den wissenschaftlichen Status der Historiographie zu gefährden. Auf den insbesondere von den Naturwissenschaften ausgehenden Spezialisierungsdruck haben die sich als Repräsentanten einer historistischen Geschichtsauffassung gerierenden Historiker geantwortet, indem sie ihren akademischen Habitus und ihren Rang als Experten hervorhoben und damit zumindest rhetorisch eine klare Trennlinie zwischen öffentlicher Geschichtskultur und universitärer Geschichtswissenschaft zogen. Dass ausgerechnet ein derart berühmter, mit akademischen Weihen ausgestatteter Kulturhistoriker wie Lamprecht sich der von seinen Kontrahenten postulierten Abschottung verweigert hat, eröffnete dessen Gegnern die Möglichkeit, ihre Position im akademischen Feld zu stärken. So innovativ einige der um 1900 entwickelten kulturhistorischen Ansätze aus heutiger Sicht auch anmuten mögen, so rückwärtsgewandt erschien die Kulturgeschichte in den Augen ihrer Kritiker, fügte sie sich, so der Vorwurf, doch nicht mit der notwendigen Konsequenz den Forderungen eines sich modernisierenden Wissenschaftsbetriebs. Daraus ergab sich, wie Delbrücks Aufforderung an Lamprecht, seine Professur niederzulegen, zeigt, dass Kulturhistoriker, die nicht bereit waren, den Primat der ‚wissenschaftlichen‘ im Sinne der politischen Geschichte anzuerkennen, den Anspruch verwirklichten, sich zum Kreis der Fachhistoriker zählen zu dürfen. Dabei spielte es offenbar kaum eine Rolle, dass sich unter denjenigen, die mit professoraler Attitüde gegen Lamprechts Thesen anschrieben, mehrere Privatdozenten befanden, oder dass Below, der die Mitarbeit des Leipziger Ordinarius an Hardens *„Zukunft“* moniert hatte, wenig später als politischer Publizist hervortrat und damit selber den engen Bereich wissenschaftlicher Praxis sprengte.¹²² Entscheidend war vielmehr, dass Historiker wie Below, Lenz, Oncken oder Rachfahl gemeinsam das Ziel verfolgten, sich ungeachtet der erheblichen Differenzen, die zwischen ihnen bestanden, als, in den Worten Friedrich Meineckes, geschlossene „Berufsgenossenschaft der deutschen Historiker“ zu präsentieren, deren „korporative Zusammengehörigkeit“ durch „gleichartige wissenschaftliche Erziehung und gemeinsame große Traditionen“ legitimiert erschien.¹²³

Die Frontstellung gegenüber der Kulturgeschichte hat zum Erfolg dieses Vorhabens entscheidend beigetragen. Indem sie diese als in institutioneller und methodischer Hin-

¹²¹ Nicht zufällig kreisten die ersten deutschen Historikertage, wie Matthias Middell gezeigt hat, immer wieder um das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Gesellschaft bzw. die Frage, welche Rolle der nichtakademischen historischen Öffentlichkeit im Kontext der Formierung der ‚wissenschaftlichen‘ Historiker als ‚Fachgenossenschaft‘ zukommen soll, vgl. Middell: Die ersten Historikertage (Anm. 39). Passim.

¹²² Vgl. Cymorek: Georg von Below (Anm. 9). S. 239–267. Vgl. auch Christoph Cornelißen: Politische Historiker und deutsche Kultur. Die Schriften und Reden von Georg v. Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg. In: Wolfgang J. Mommsen (Hg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg. München 1996. S. 119–142.

¹²³ Meinecke: Geleitwort (Anm. 97). S. 3.

sicht randständig, als Betätigungsfeld von Einzelkämpfern, die sich nicht der „echten Wissenschaft“,¹²⁴ sondern dem Dilettantismus verschrieben hätten, klassifizierten, konnten die Vertreter der politischen Geschichte zugleich den sich aus der institutionellen Verankerung im universitären Betrieb ergebenden korporativen Charakter und den wissenschaftlichen Anspruch der eigenen Gruppe in umso hellerem Licht erstrahlen lassen. Der diskursiv konstruierte Antagonismus zwischen der politischen Geschichte als Zusammenschluss hochspezialisierter, rigiden wissenschaftlichen Regeln gehorchender Fachhistoriker und der Kulturgeschichte als lockerer Verbund von Geschichtsforschern, die, einer unzeitgemäßen historischen Hermeneutik verpflichtet, notwendigerweise dilettantisch agieren mussten, ist deshalb als gezielte Kommunikationsstrategie zu verstehen, mittels derer die Gegner Lamprechts sich selbst als die maßgeblichen Vertreter einer zünftigen Historie inszenierten. Der Vorteil eines derartigen Vorgehens bestand nicht zuletzt darin, dass durch die kontrastive Gegenüberstellung von Politik- und Kulturgeschichte deren Gemeinsamkeiten überspielt werden konnten. Dass die Historikerkunft keinesfalls so exklusiv und zugleich homogen war, wie sie von Gegnern Lamprechts dargestellt wurde, dass in methodischer Hinsicht auch im Bereich der politischen Geschichte keine *unité de doctrine* herrschte und dass auch jene Historiker, die der Kulturgeschichte skeptisch gegenüber standen, von der gesellschaftlichen Relevanz ihrer Arbeit überzeugt waren und den Kontakt zur Öffentlichkeit suchten, schien angesichts der Probleme, welche die Kulturgeschichte aufwarf, von allenfalls sekundärer Bedeutung. In der Wahrnehmung der politischen Historiker und einer von ihnen beeinflussten Leserschaft blieb die Vorstellung einer ‚dilettantischen‘, den Gegenentwurf zur streng wissenschaftlichen Geschichtsforschung verkörpernden Kulturgeschichte dominierend.

Der historische Methodenstreit um 1900, so das Fazit, hat nicht nur den Gegenstand und die Methoden einer sich seit dem 19. Jahrhundert professionalisierenden Geschichtswissenschaft in grundlegender Weise zur Diskussion gestellt, er diente zugleich als wesentlicher Katalysator im Prozess der Formierung der ‚Historikerkunft‘ als berufsständischem Zusammenschluss akademischer Geschichtsforscher. Der Kulturgeschichte kam dabei die Rolle zu, den „Rationalitätsmythos“¹²⁵ der politischen Geschichte dadurch zu legitimieren, dass sie das Andere, den ‚Dilettantismus‘ und damit das ‚Nicht-Rationale‘ repräsentierte. Ungeachtet der faktisch äußerst komplexen, gleichermaßen durch Antagonismen und Kooperation geprägten Verhältnisse im Bereich der Geschichtswissenschaft wurde im Modus einer ebenso aggressiven wie subtilen rhetorischen Strategie ein Gegensatz aufgebaut, aus dem sich die eigene wissenschaftliche Exzellenz begründen ließ. Dass der Gegner, in diesem Falle Lamprecht und mit ihm implizit und explizit die Kulturhistorie generell, weder in institutioneller noch in konzeptioneller Hinsicht derart

¹²⁴ Meinecke: Geleitwort (Anm. 97). S. 3. Friedrich Meinecke hat die Bedeutung der ‚Historischen Zeitschrift‘ für die Selbstwahrnehmung der Historiker als ‚Zunft‘ klar erkannt, betont er doch, sie habe die Existenz einer korporativ organisierten Gemeinschaft von Historikern in besonderem Maße zum Ausdruck gebracht.

¹²⁵ Richard Münch definiert Rationalitätsmythen als Strategien, „eine gegebene bzw. in Erzeugung befindliche Praxis als makellos rational und ohne Alternative“ erscheinen zu lassen (Münch: Die akademische Elite (Anm. 26). S. 30).

marginalisiert war, wie dargestellt, erweist die von einer kleinen, jedoch gut vernetzten und publizistisch aktiven Gruppe von politischen Historikern praktizierte Selbstermächtigung als ein symbolisches Konstrukt, mittels dessen sich die Akteure im akademischen Feld Vorteile zu verschaffen hofften. Inwieweit ihnen dies gelungen ist, bleibt strittig. In der Forschung wurde in der Regel betont, dass die einer dem Historismus verpflichteten Auffassung von Geschichtswissenschaft huldigenden politischen Historiker siegreich aus der Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte hervorgegangen seien und den historischen Diskurs auf lange Sicht monopolisiert hätten.¹²⁶ Aus der Sicht jener Historiker, die sich gegen Lamprecht engagierten und wie Below glaubten, von einem ‚Bankrott‘ der Kulturgeschichte sprechen zu können, mag dies zutreffen; dem unbefangenen Betrachter bietet sich ein differenzierteres Bild, das die von Hans Schleier wiederholt behauptete Sonderstellung der Kulturgeschichte innerhalb des akademischen Feldes als höchst problematische Setzung erscheinen lässt.¹²⁷

Der Schluss, der sich aus diesem Befund ergibt, ist bemerkenswert: Der Erfolg der um 1900 in der ‚Historischen Zeitschrift‘ offensiv gegen Lamprecht und seine Auffassung kulturhistorischer Analyse argumentierenden politischen Historiker bestünde dann weniger darin, dass es ihnen gelungen wäre, das disziplinäre Gefüge, in dem sie agierten, nachhaltig zu beeinflussen, als vielmehr darin, durch ihre Selbstinszenierung als homogene akademisch legitimierte Körperschaft, die ihren Hegemonieanspruch gegen eine Minorität unwissenschaftlich verfahrenender Opponenten durchzusetzen vermag, die Wahrnehmung der Nachgeborenen geprägt zu haben. Die Vorstellung der Kulturgeschichte als einer von der politischen Geschichte majorisierten ‚Oppositionswissenschaft‘ ist dabei paradoxerweise nicht nur von deren aus dem Bereich der jüngeren Politik- und Sozialgeschichte stammenden Kritikern kolportiert worden, sondern auch und in wohl noch stärkerem Maße von ihren Verteidigern. So bestärken etwa Roger Chickering's Deutung Karl Lamprechts als eines heroischen Einzelkämpfers¹²⁸ oder Lars Deiles die persönlicher Frustration über berufliches Scheitern geschuldete Resignation Georg Steinhausens eher reproduzierende als relativierende Einschätzung der Situation nach 1900¹²⁹ das Bild einer marginalisierten, um wissenschaftliche Anerkennung stetig kämpfenden, wenn auch letztlich scheiternden Kulturhistorie. Bis in die jüngste Zeit hat sich damit eine Vorstel-

¹²⁶ So folgert etwa Stefan Grüner, dass der Lamprecht-Streit „wesentlich dazu beigetragen [habe], die Fronten zu verhärten und Ansätze zu sozial-, mentalitäts- oder gesellschaftsgeschichtlichen Forschungen in Deutschland noch auf Jahrzehnte hinaus in ihrer Entfaltung zu hemmen“ (Grüner: Die Entfaltung der modernen Geschichtswissenschaften (Anm. 13). S. 314).

¹²⁷ Vgl. beispielsweise Schleiers Einschätzung, die Kulturgeschichte habe an den Universitäten nur eine Nebenrolle spielen können, zwischen ihr und der Fachhistorie hätte eine zunehmende Kluft bestanden (Hans Schleier: Kulturgeschichte und Historismus in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. In: Horst Walter Blanke/Friedrich Jaeger/Thomas Sandkühler (Hg.): Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute. Jörn Rüsen zum 60. Geburtstag. Köln/Weimar/Wien 1998. S. 263–274, hier S. 265).

¹²⁸ Vgl. Chickering's prägnante Beschreibung von Lamprechts „tragic heroism“ in Chickering: Karl Lamprecht. A Historian's History (Anm. 41). S. 79.

¹²⁹ In seiner ansonsten differenzierten Darstellung kommt Deile zum Schluss, die Kulturgeschichte, der der „Modergeruch des Dilettantismus“ anhaftete (S. 162), sei nach 1900 „geächtet“ gewesen, vgl. Deile: Kulturgeschichte als Kulturkritik (Anm. 49). S. 203.

lung gehalten, die, wenn nicht den Zeitgenossen, so doch, wie Hans Cymorek formuliert, „eine[r] mythengläubige[n] Nachwelt“¹³⁰ als Rahmen für die Beurteilung des wissenschaftlichen Rangs der Kulturgeschichte diene. Die von Below und seinen Mitstreitern gewählte Strategie einer rhetorisch bewerkstelligten Delegitimation konkurrierender kulturhistorischer Ansätze mag bei den Zeitgenossen nur bedingt verfangen haben; auf die Perzeption späterer Historikergenerationen hat sie, so scheint es, nachhaltig gewirkt.

¹³⁰ Cymorek: Georg von Below (Anm. 9), S. 202.

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung <i>Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Weber</i>	7
Mächtige Könige und mächtige Priester? Kommunikation und Legitimation im ptolemäischen Ägypten <i>Gregor Weber</i>	13
Die Versuchung der Macht. Spätromische Heermeister und ihr potentieller Griff nach dem Kaisertum <i>Wolfgang Kuhoff</i>	39
Das Ohr des Königs. Zur Frage der Zugänglichkeit des Monarchen im Frankreich des 16. und frühen 17. Jahrhunderts <i>Lothar Schilling</i>	81
<i>Imprimis Politico necessarium, ut cum hominibus aliquid honoris gradu conversari.</i> Informationelle und kommunikative Dimensionen der deutschen Politikwissenschaft des 17. Jahrhunderts <i>Wolfgang E. J. Weber</i>	117
Dilettantismus versus Wissenschaft? Kulturgeschichte und die Formierung der Geschichtswissenschaft als ‚akademischer Zunft‘ im späten 19. Jahrhundert in Deutschland <i>Silvia Serena Tschopp</i>	135